

Zeitschrift: Urkundio : Beiträge zur vaterländischen Geschichtsforschung, vornehmlich aus der nordwestlichen Schweiz
Herausgeber: Geschichtsforschender Verein des Kantons Solothurn
Band: 1 (1857)

Artikel: Urs Joseph Lüthy : ein biographischer Denkstein
Autor: Fiala, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-320222>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VII.

Mrs Joseph Rütty.

Ein biographischer Denkstein

von

F. Fiala.

Unter den Männern, die sich um die Geschichte des Kantons Solothurn und seiner weitem Umgebung verdient gemacht haben, nimmt Rütty, der vieljährige Herausgeber des Soloth. Wochenblattes, eine der ersten Stellen ein, und ihm, dem vorzüglichsten Förderer der geschichtlichen Forschungen unsers Doktors Urfundio, sind wir schon darum vor allen Andern in diesen Blättern einen bescheidenen Denkstein schuldig. Auch als Staatsmann hat er sich in den Annalen sowohl des Heimatkantons, als des gesammten schweizerischen Vaterlandes, wie die Geschichtschreiber dieser Epoche, Zillier, Monnard, Schuler, es anerkennen, ein ehrenvolles Andenken gesichert. Ist sein Jugendleben ein getreues Bild der geistig bewegten Vorschule der ersten schweizerischen Revolution, der ideale Gährungsprozeß einer frühreifen, dichterisch überschwenglichen Jugend, so entwickelte sich in der Sturm- und Drangperiode der Helvetik, in der mühsam errungenen, schönen Zeit der Mediation sein edles, männlich kräftiges Wirken im Staatsdienste, und war sein reiferes Alter einer ruhigen Staatsverwaltung und der unermüdlischen Forschung in der Geschichte des Vaterlandes gewidmet.

Urs Joseph Lütth ward am 22. Okt. 1765 zu Solothurn geboren. Er stammte aus einem alten Bürgergeschlechte, das im Dörflein Halten einheimisch, zur Zeit der Reformation das Stadtbürgerrecht erhielt. Es soll nämlich damals ein Lütth von Halten den reformirten Prediger von Kriegstetten auf der Kanzel erschossen, sich nach Solothurn geflüchtet haben und daselbst zum Bürger aufgenommen worden sein. Im Jahre 1652 war Benedikt Landvogt zu Gilgenberg; später aber gehörten die Lütth nicht mehr unter die bevorzugten regimentstfähigen Familien, sie versahen nur untergeordnete Stellen und nährten sich meistens ehrlich und recht vom Bäckerhandwerk. Auch der Vater unsers Lütth war Bäckermeister, ein unvermögliher Mann, der aber mit mehr Thätigkeit und häuslichem Sinn besser für seine Familie hätte sorgen können. Schon 1770 wurde derselbe seinen drei unerzogenen Kindern durch gewaltsamen Tod entrisen. Bei einem Uebungslager der solothurnischen Artilleristen auf dem Bruggmoos, welches zu Ehren des französischen Gesandten abgehalten wurde, zerschmetterte ihn eine Kanonenkugel, als er unvorsichtiger Weise den Kopf hinter dem schützenden Baume hervor gegen die Scheibe streckte, und todt trug man ihn den Seinigen in's Haus. Obschon Lütth damals noch nicht fünf Jahre alt war, machte dieses Ereigniß einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth, und später noch sprach er in seinem Musenalmanach in einer „Ode an die Kanone, die meinen Vater erschossen,“ seinen Schmerz aus und schilderte seinen Abschied vom Vater. Nun lag die Last des Broderwerbes und der Erziehung der Kinder ganz der Mutter ob, und diese Last war um so schwerer, da Haus und Bäckerei ziemlich verschuldet waren. Die Mutter, Margaritha Lambert, aus einer braven Bürgerfamilie Solothurns, war eine geistig begabte, willenskräftige, christlich fromme Frau. Durch ihre Thätigkeit und verständige Leitung, mit der sie das Gewerbe fortführte, kam sie nach und nach aus der gedrückten ökonomischen Lage und zu einigem Wohlstande. Eben so gewissenhaft sorgte sie für die geistige Bildung ihrer Kinder und hielt ihnen, wie es in den bessern Familien Sitte war, einen Studenten

als Hauslehrer. Längere Zeit war dieses Joseph Kieffer, der 1816 als Dekan in Balsthal starb. Der Umstand, daß der Vater auf solche Weise den Tod fand, und der kleine Joseph einen Naturfehler hatte, da ihm von Geburt an die rechte Hand fehlte, wirkte diesem zu seiner Erziehung vom französischen Gesandten eine kleine Pension aus, die ihm, bis er erwachsen war, alljährlich bezahlt wurde. Auf des Knaben Charakterentwicklung übte die Mutter entscheidenden Einfluß, und ihrer verständigen mütterlichen Erziehung verdankte Lütthy den besten Theil der religiösen und sittlichen Grundlage seines Lebens. Ueberhaupt trat in spätern Jahren immer mehr eine große Charakterähnlichkeit des Sohnes mit der Mutter hervor, deren Andenken er noch im Alter hoch in Ehren hielt.

Schon von früher Jugend an zog sich der ernste, sinnige Knabe von den wilden Spielen seiner Altersgenossen zurück. Sein schwächlicher Körper und sein Naturfehler setzten den kleinen „Stumparm“, wie er genannt wurde, rohem Spotte, und da er oft seine geistige Ueberlegenheit fühlen ließ, sogar mancher Mißhandlung aus. Nähern Umgang hatte er nur mit den Knaben des Hrn. Ulrath Zeltner, besonders mit Peter Joseph, der mit ihm im gleichen Alter stand, und, wie sein älterer Bruder, zur Zeit der helvetischen Revolution eine bedeutende Rolle spielte und mit Lütthy wieder in engere Verbindung trat. In ihrem Hause lernte dieser auch den nachherigen Abbe Schmid kennen, der damals, während er selbst noch am Kollegium studirte, die Hauslehrerstelle versah, und später auf Lütthy's Bildung fördernd einwirkte. Doch am liebsten war ihm der Umgang mit seinen Büchern. In dieser Abgeschlossenheit bildete sich sein lebhafter Geist eine eigene, ideale Welt, die mit der Wirklichkeit in so grellen Widerspruch trat, daß es sein eifrigstes Streben wurde, sich über die ehrsame Handwerksinnung, in die er durch Geburt und Vorurtheile der Zeit hinabgedrückt war, zu erheben, und daß oft revolutionäre Bitterkeit gegen Verhältnisse und Personen, die seinen Idealen entgegenstanden, den jugendlichen Geist ergriff. Schon damals konnte er kein Unrecht ertragen. Als einst der Jesuitenkoch sein neugieriges Schwesterlein mit

Wasser begoß, warf der Knabe, wie er meinte, zur Vergeltung, im Kloster mehrere Scheiben ein. Der Mangel der rechten Hand, der ihn zum Handwerke untauglich machte, und das Zureden einsichtsvoller Männer, welche die Talente des Knaben erkannten, bewogen die Mutter, ihren Joseph die höhern Schulen des von Ex-Jesuiten geleiteten Kollegiums in Solothurn besuchen zu lassen, damit er einst als Schreiber — Höheres war damals für ihn nicht denkbar — sich sein Brod verdiene. Dazu trug der ehrwürdige Professor F. K. Bock, damals noch ein junger Mann, Vieles bei. Lütth's väterliches Haus stieß an das ehemalige Jesuitenkollegium, und dadurch kam er schon als Kind mit mehreren Professoren in besondere Berührung, namentlich mit dem liebenswürdigen P. Jos. Ignaz Zimmermann, der indessen allzufrüh von Solothurn weg versetzt wurde, und mit Bock, dessen Ministrant der einarmige Kleine war. So ward Lütth's sehnlichster Wunsch erfüllt, und sein Gönner Bock war sein erster Professor am Gymnasium. Er machte außerordentliche Fortschritte, war stets der beste Schüler seiner Klasse und errang sich jedes Jahr die goldene Medaille, die nur als seltene Belohnung ausgezeichneten Fleißes ertheilt wurde. Freilich sah es damals an den gelehrten Schulen — nicht nur in Solothurn — sehr dürftig aus. Der Unterricht in der lateinischen Sprache verschlang fast Alles, die deutsche mußte sich erst Bahn brechen; die Philosophie war in starren, todten Formen befangen; Geschichte und Mathematik Nebensache. Es war die Zeit, in welcher der gelehrte, freilich etwas oberflächliche Leonh. Meister einem Freunde schrieb, zur Professur der Geschichte in Zürich werde ihm ein Uhrenmacher vorgezogen *), in welcher Rektor Fischer zu dem jungen Dichter Rochlik beim Abgang von der Thomasschule in Leipzig vorwurfsvoll sprach: „Er ist mir lieb, aber Er ist auf Abwege gerathen; Er liest deutsche Bücher und hat gar deutsche Verse gemacht; laß Er sich retten vom Verderben, denn dahin führt's doch!“ **) — In Solo-

*) Helvetia Bd. I, S. 450.

**) Selbstbiographie.

thurn stand es nicht besser. Zwar hatte vor wenigen Jahren der wackere Professor Zimmermann — der Denis der katholischen Schweiz — mit allem Eifer darnach gestrebt, die deutsche Sprache zu Ehren zu bringen und in einem literarischen Vereine seine Schüler in die neuauftreibende deutsche Dichtkunst einzuführen; doch sein Wirken in Solothurn hatte zu kurze Zeit gedauert; schon vor Aufhebung des Jesuitenordens war er in den Heimathskanton nach Luzern berufen worden. Wohl suchte sein Schüler Vock in seinem Geiste zu wirken; aber die Vorurtheile der ältern Professoren standen ihm vielfach im Wege. Noch in Lütth's Schuljahren waren die deutschen Bücher verpönt, und er las den ersten deutschen Dichter, der ihm in die Hände fiel, verstohlen hinter einem Holzstoße, in welchem er das Buch verbarg. Mit welcher Andacht, mit welcher Begeisterung genoß er in seinem verborgenen Winkel den köstlichen Schatz. Das war die rechte Nahrung für sein Herz, für seine Phantasie. Ihn hungerte nun nach deutschen Büchern, nach deutschen Dichtern, und wo er nur ein Buch aufstreifen konnte, griff er zu. Er ward ein Vielleser und versuchte sich selbst in den verschiedensten Dichtungsarten. Glücklicherweise fand er in dem schon genannten jungen Priester Joseph Schmid einen ältern Freund, der seine Lecture zu leiten suchte, der seine Gedichte censirte, der sich mit aller Liebe seiner annahm. Schmid, ein Freund des verdienten Cantors Hermann, stand mit den vorzüglichsten Männern der Schweiz, namentlich des geistig aufblühenden Zürich's, in Verbindung und wurde von ihnen sehr geschätzt, während er in Solothurn still und unbeachtet der Schulmeisterei lebte, zuerst als Privatlehrer, dann als Lehrer der lateinischen Vorbereitungsschule. An ihn hatte 1781 der noch nicht sechszehnjährige Lütth, als Schüler der sogenannten ersten Rhetorik, eine überschwengliche Ode gerichtet, auf welche Schmid ziemlich herabstimmend, aber wohlwollend antwortete. Auch Cantor Hermann, damals schon in hohem Alter, nahm sich freundlich des Jünglings an und suchte die Liebe zur vaterländischen Geschichte in ihm zu wecken. Im September des nämlichen Jahres wandte sich Lütth, von

der damals herrschenden Lavater-Manie ergriffen, in einem jugendlich-selbstgefälligen Briefe an diesen merkwürdigen Mann, und der unreife Jüngling trug dem berühmten Schriftsteller und Physiognomen seine Freundschaft und einen fortwauernden Briefwechsel an. Auch Lavater wies in freundlich-ernster Weise die hervortretende Eitelkeit zurecht, blieb aber dessen ungeachtet in väterlich freundschaftlicher Korrespondenz mit Lütth und machte ihn mit seinem Sekretär Johann Michael Armbruster bekannt, der, wenige Jahre älter als Lütth, mit demselben eine fast leidenschaftliche Jugendfreundschaft schloß. Im Oktober 1782 besuchte Lütth mit seinem jüngern Bruder Peter Zürich, im Sommer 1783 zum ersten Male die Versammlung der helvetischen Gesellschaft in Olten. In Zürich ward er von Lavater und Armbruster herzlich aufgenommen, sah den Idyllendichter Gessner und den Altvater Bodmer und trat mit Pfenninger, Th. St. Hess, Rud. Schinz, S. K. Hirzel, S. H. Füßli in freundschaftliche Verbindung; durch Armbruster lernte er auch K. Friedr. Reinhardt, einen jungen Dichter aus Würtemberg, kennen, mit dem, als französischen Gesandten in der Schweiz, er im spätern Leben wieder zusammentreffen sollte. In Olten nahm die Elite der vorzüglichsten Männer der Schweiz den Jüngling, der noch nicht zwanzig Jahre zählte, mit Freuden in ihren Kreis auf. Wie das Alles das glühende Gemüth, den thatendurstigen Willen unsers Lütth begeisterte!

Vor Allem wollte er ein Dichter werden, und eine Seele, wie die seinige, gibt sich nur einem Gegenstande ganz hin. Er studirte die Schönheiten seines Virgils und Horaz und las die deutschen Dichter seiner Zeit, er versuchte sich in Oden, Dithyramben, Fabeln, Episteln, er machte Pläne zu christlich-patriotischen Liedern, arbeitete auf Lavater's Rath an einem Herodes und einer poetischen Uebersetzung des Knaben Jesus vom Jesuiten P. Ceva und überhäufte den väterlichen Freund mit Fragen um seine Anleitung zur Gründung einer poetischen Gesellschaft, gegen die Zerstreuungen im Gebete, wie er in Solothurn bei jungen Leuten zur Wissenschaft verhelfen könne &c. Den Pfarrer Rud. Schinz forderte er zu einer Schrift über

die Quellen der menschlichen Leidenschaften auf; seinen ehemaligen Präceptor Kieffer, der am Kollegium Borromäum in Mailand studirte, fragte er über die Gelehrten dieser Stadt und theilte ihm mit, daß er bald als Schriftsteller öffentlich auftreten werde. Man sieht, es wirbelte in dem jungen Kopfe Alles durcheinander, und an Vorsätzen, Dichterruhm zu erringen, an idealen Verbesserungsplänen zur Förderung der Wissenschaft in der Vaterstadt, an jugendlicher Eitelkeit und Selbstüberschätzung, die übrigens von Freunden und Gönnern gepflegt und gesteigert wurde, war kein Mangel. Aber gedruckt mußte sich der junge Dichter vor Allem sehen; es litt ihn nicht länger, seine Muse im Schreibpulte einzuschließen oder nur einigen Freunden leuchten zu lassen. Im Jahre 1784 sammelte er, obschon Armbruster aus allen Kräften widerrieth und in einer bösen Laune oder um den Freund abzuschrecken, auch gar nichts Gutes in seinen Gedichten finden wollte, zu einem schweizerischen Musenalmanach, dem ersten Vorläufer unserer Alpenrosen. Er kündigte ihn in Füßli's schweizerischem Museum an, in welchen schon einige Lieder von ihm gedruckt worden waren, und ersuchte um Beiträge. Er wendete sich an die Zürcher Freunde, an J. G. von Salis, an P. Zimmermann in Luzern, der ihn als Kind gekannt und geliebt hatte. Die Ausbeute war gering. Joh. Kasp. Hirzel, J. J. Hegner, Salis sandten einige Gedichte, Armbruster ein einziges; mehr kam von Luzern, wo der gute P. Zimmermann in Thaddäus Müller unserm Lütly den innigsten Freund für das ganze Leben zuführte; Schmid und der bekannte Buchdrucker Gasmann in Solothurn fügten jeder ein Gedicht bei. Die meisten Beiträge aber sind von Lütly selbst, Oden in Ramler's und Klopstock's Manier, Trink- und Liebeslieder nach Gleim und Jacobi, Elegien und Singsgedichte. Sie zeigen reiche Phantasie und enthalten viele poetische Schönheiten, indessen sind es mehr unwillkürliche Nachahmungen der Dichter jener Zeit und durch die Bewunderung derselben einem jugendlichen Geiste abgedrungene Versuche; sie leiden an Härte und fehlerhaftem Versbau und schrauben das Phrasenreiche und Hochtrabende, sowie das Ländelnde, das in

der damals geltenden Poesie liegt, oft bis zum Unnatürlichen empor. — Es war eine schöne Zeit, diese Zeit der jugendlich poetischen Begeisterung für alles Große und Schöne, für Religion und Vaterland, die die edelsten Jünglinge und Männer der Schweiz zu Einem Zwecke verband, diese Zeit der Ideale, die mit der politischen Parteiung, dem frivolen, materiellen Treiben unserer Tage, das selbst im Herzen der Jugend den schönsten Jugendgenuß tödtet, so grell contrastirt.

Während der „Schweizerische Musenalmanach auf das Jahr 1785“ in Basel bei Schweighauser gedruckt wurde, zog sich über dem Haupte des Herausgebers ein schweres Gewitter zusammen. Mit dem Schuljahr 1784 hatte Lütth den zweiten philosophischen Kurs und damit seine Studienlaufbahn in Solothurn vollendet. In eine Schreibstube wollte er sich noch nicht bannen lassen; es mußte weiter für seine Ausbildung gesorgt werden. Lavater hatte ihm gerathen, sich zum Professor zu bilden, und es war dieses nun der innigste Wunsch, der Zweck seines Lebens. Aber wie ihn erreichen, da er mit seinem Stumparm nie Priester werden konnte und in das Professorencondict zu Solothurn nur Geistliche aufgenommen wurden? Er fragte seine Solothurner Gönner um Rath, und in einer Zusammenkunft derselben, die er nach vieler Mühe veranstalten konnte, gaben sie ihm die kühle Antwort, er könne nur Schreiber werden und möge sich im Französischen vervollkommen. Auch die Regierung, die ihn früher ohne sein Zuthun hatte anfragen lassen, was er werden wolle, damit sie ihn unterstützen könne, wollte ihm nun nicht einmal zur Ausbildung im Französischen behülflich sein. Was mußte in dem Feuerkopfe vorgehen? Da stand er getäuscht und von seiner idealen Höhe niedergeschmettert. Wahrlich da war guter Rath theuer. Endlich fand sich ein Ausweg. Es zeigte sich für ihn, wenn ich nicht irre, durch einen weitläufigen Verwandten, der sich daselbst aufhielt, eine günstige Gelegenheit nach Dijon zu kommen, und in die alte Hauptstadt der Goldhügel reiste Lütth, begleitet von einem die besten Wünsche und Hoffnungen aussprechenden Briefe Zimmermann's, am 29. November ab, „um, wie er an Armbruster

schreibt, nach meiner Willkühr freier denken zu lernen — über wahre philosophische Freiheit, die mir mein Christus näher an's Herz bringt; die zweite Absicht füllt die Vervollkommenung in der Sprache aus; die dritte, damit ich dort die praktische Philosophie im ganzen Umfange aus ihren Schriftstellern erlerne und Erfahrungen einsammle.“ Die Philosophie, wie sie in Solothurn gelehrt wurde, hatte die ganze Bitterkeit seiner Seele rege gemacht. Besonders war er, der Besseres kannte und so sehr nach geistiger Freiheit strebte, gegen die Lehrweise des Professors der Ethik und spekulativen Philosophie, eines würdigen alten Mannes, aber eingefleischten Molinisten, eingenommen, der gewöhnlich mit den Worten entschied: »Ita censet P. Laymann cum 50 aliis.« In dieser Mißstimmung, in der Erbitterung über die getäuschte, vereitelte Lebenshoffnung traf ihn Armbruster und forderte Beiträge zu einer Zeitschrift, die er herauszugeben beabsichtigte. Unmuth und Rache — er gesteht es selbst — führten Lütth's Feder, dazu wollte er Aufsehen erregen und durch Piquantes die Zeitschrift bekannter machen, und er schrieb nun an den Freund zwei satyrische Briefe über Erziehung und Bildungsanstalten in Solothurn, die er ihm erst wenige Tage vor der Abreise nach Dijon zuschickte. Er nannte in dem Manuscripte den Namen „Solothurn“ nicht und gab demselben den Titel „Abderitiana“, Beobachtungen eines Reisenden, der sich einige Wochen in einer katholischen Schweizerstadt aufhielt; er bat Armbruster, seinen Namen zu verschweigen und beschwor ihn bei kälterem Blute in zwei Briefen von Dijon aus, das Manuscript zu vernichten. Doch diesem, der gegen Alles, was er Philisterei und Pfaffenthum nannte, einen glühenden Haß in sich trug, dessen unheimlichem, überspanntem Geiste oft das eigene Leben zur Last war, kam die Rücksichtslosigkeit und Heftigkeit der Briefe gerade willkommen. Unter dem Titel: „Theoborus Rabiosus über den schweizerischen Freistaat Solothurn“, mit einigen einleitenden Worten, die den Verfasser noch mehr maskiren sollten, nahm Armbruster den Aufsatz schon in den ersten Band seines „Schwäbischen Museums“ (Kempten 1785). Es war nicht zu verwundern,

daß derselbe mit seinen scharfen Angriffen gegen alle Stände, sowie gegen einzelne deutlich genug bezeichnete Personen, mit seinen grellen Enthüllungen, mit seinen Wahrheiten und Uebertreibungen, neben den Bruchstücken aus Göthe's damals noch unbekannter Iphigenie in Tauris, aus Lavater's Predigten an Schriftsteller im nämlichen Bande, sehr auffallen und tüchtig Staub aufwerfen mußte. Zu Ende des Jahres 1785 war das Museum erschienen; es vergingen einige Wochen, bis es in Solothurn bekannt wurde. Ein Rathsherr brachte das Corpus delicti in die Rathsversammlung und las dasselbe vor. Sogleich wurde beschlossen, vom Staate aus dem anonymen Verfasser nachzuspüren. Schon damals regten sich die Vorwehen der nahenden Revolution; man witterte eine Verschwörung — mußte ja vor noch nicht vier Jahren ein Aufruhr im Kanton Freiburg mit Gewalt unterdrückt werden — man nannte den Aufsatz ein Libell wider Religion, Sittlichkeit und Staat, und selbst der sonst über manches Vorurtheil seiner Zeit sich erhebende Amt-Schultheiß Steph. Gluz drang auf strenge Untersuchung. Auf Verlangen der Solothürner Regierung wurde Armbruster in Zürich gefangen gesetzt, und da er seinen Freund nicht verrathen wollte und eine eidesgleiche Versicherung vorschickte, den Namen des Verfassers zu verschweigen, selbst auf der Folter zu verschweigen, längere Zeit im Gefängnisse gehalten, bis man den Namen des Einsenders aus ihm herausgepreßt hatte. Lüthy vernahm es und schrieb von Dijon aus an den Amt-Schultheißen Zugginer, gab sich offen als Verfasser der so hart angegriffenen Briefe an, entschuldigte, vertheidigte sich und bat vor Allem, Armbruster aus seiner Haft zu lassen. Doch das geschah nicht so bald. Man wollte sich zuerst versichern, ob Lüthy keine andern Mitschuldigen habe. Die Regierung von Solothurn verlangte vom französischen Gesandten dessen Austieferung, und der Standesläufer wurde mit einem Begleiter nach Dijon gesandt, ihn durch polizeiliche Gewalt nach Hause zu transportiren. Am 24. Febr. kamen drei Glieder des Rathes in's Haus der Mutter und nahmen alle seine zurückgelassenen Schriften weg. Am ersten März

kehrte der Standesläufer von Dijon leer zurück und klagte, daß ihm der dortige Maire gar nicht zur Hand gegangen und er Lüthy's nie ansichtig geworden. Der Verfolgte war gewarnt. Die angsterfüllte Mutter hatte ihn durch einen vertrauten Boten aufgefodert, mit diesem nach Hause zurückzukehren; auf ihren Wink kam er in grimmiger Winterkälte zu Fuß nach Solothurn, wanderte in den Mantel des Boten gehüllt, unerkant zum Thore der Vaterstadt herein und hielt sich mehrere Wochen bei dem Ueberreuter Lambert, dem Bruder seiner Mutter verborgen, während man ihn, weiß Gott wohin, entflohen glaubte. Am St. Josephstage 1786, Lüthy's Namensfeste, kam durch ein unvorsichtiges Wort des guten Onkels, der sich in der Freude seines Herzens verrieth, das Geheimniß aus, und schon am folgenden Tage gab der Schultheiß dem überraschten Ueberreuter, der durch seine Stelle immer um die Person desselben sein mußte, einen scharfen Verweis und die ernste, aber wohlgemeinte Weisung, Lüthy möge sich freiwillig vor Rath stellen, wenn er nicht die schärfste Strenge gewärtigen wolle. Er that es, widerlegte die harte Anklage, erklärte die Stellen, welche man ihm vorzüglich zur Last legte, als mißverstanden oder unterschoben und bat um Verzeihung für seinen jugendlichen Leichtfinn. Er wurde in's Gefängniß geworfen und ihm der Prozeß gemacht. Daß die Strafbestimmungen gegen Aufrührer nicht in vollem Maße auf ihn angewendet wurden, verdankte Lüthy nur der warmen Fürsprache des Schultheißens Gluz; dennoch war das Strafurtheil (3. April) — einjährige Zuchthausstrafe und achtjährige Verbannung aus der Eidgenossenschaft „ohne Gnad“ — gewiß noch hart genug, auch für das damalige strenge Verfahren in solchen Dingen. Dem Urtheile war beigefügt: „Das Zuchthaus mag dem Verurtheilten zur Akademie dienen, wo er seine religiösen und politischen Grundsätze berichtigen kann.“ So verfuhr man damals in Solothurn gegen einen sonst unbescholtenen, hoffnungsvollen Sünzling von kaum zwanzig Jahren wegen eines Preßvergehens, das wohl ernste Rüge, aber nicht solche Strafe verdiente. Auch in diesem Handel wurde nicht beachtet, was vor 47 Jahren

beim sogenannten Bürgerlärm der edle Alex. von Wattenwyl, zur Milde auffordernd, dem Rathe von Bern zugerufen hatte: „Je fester ihr sitzt, desto mehr könnt ihr Gnade walten lassen.“

Schon im April des Jahres 1786 trat Lütthi seine Strafe im Zuchthause an. „Noch keinen Augenblick, schreibt er im Juni an Lavater, hat mir das Gefängniß die Seele getrübt; heiter — still, mir immer gleich, sitze ich da, ohne Wunsch, als Sie wieder zu gewinnen.“ Lavater hatte ihm nämlich einen zürnenden, vorwurfsvollen Brief geschrieben und namentlich vorgeworfen, daß er Armbruster, der nach langer Haft aus der Eidgenossenschaft verbannt wurde, in's Unglück gestürzt habe. Lütthi gestand mit Offenheit dem väterlichen Freunde sein Vergehen und suchte sich mit Ernst und männlicher Würde gegen die ungerechten Vorwürfe, gegen die schmerzliche Mißkennung zu rechtfertigen. — Schon in Dijon hatte er sich mit Fortsetzung des Musenalmanachs beschäftigt und in einer poetischen Epistel den Dichter Jacobi um Beiträge angegangen. Im Zuchthause, in welchem er in strenger — die Mutter mußte jedes Mal beim Schultheißen um eine Einlaßkarte nachsuchen, wenn sie den Sohn besuchen wollte — erst seit 26. April auf Empfehlung des Stadtpfarrers, der ihn in der Religion unterrichten sollte, in anständigerer Haft gehalten wurde, dichtete und sammelte er fort und wendete sich wieder an seine Zürcher Freunde und unter andern schweizerischen Dichtern an Bernhard Huber von Basel, mit welchem er nach zwölf Jahren im helvetischen Senate saß und eine Zeitung herausgab. Die Mutter bestellte im Geheimen die Briefe. Doch brachte er keinen Jahrgang des Musenalmanachs mehr zu Stande. Da er durch schnelles Wachsen — er selbst sagt in einem Briefe, daß er schon im siebenzehnten Jahre fast sechs Schuhe maß — schwächlich war und durch die immerwährende geistige Beschäftigung und den Mangel an Bewegung krank zu werden anfang, wurden ihm auf dringendes Ansuchen seiner Verwandten und auf Empfehlung des französischen Großbotschafters Graf von Vergennes drei Vierteljahre seiner Zuchthausstrafe nachgelassen, und am 5. Juli 1786 wanderte der Befreite, nach schwerem

Abschied von Mutter und Geschwistern, nach der Kaiserstadt Wien, um sich an der Universität für die Rechtswissenschaft auszubilden. Daneben hoffte er eine Hofmeisterstelle zu erhalten. Daß ihm dieses nicht gelang, schreibt er selbst dem Mangel seiner rechten Hand zu. Noch im Oktober 1787 klagt er: „Ach mein Unglück liegt noch zu gewaltig auf mir.“ — Wohl mag Lüthy in Wien manche Entbehrung getragen haben, um sich durchzuschwingen und die Seinigen zu Hause, da nun auch sein jüngerer Bruder sich den Studien gewidmet, so wenig als möglich zu belästigen, und doch mußten Schulden gemacht werden, die er erst später abtragen konnte. Wohl verdankte er in einer lebensgefährlichen Krankheit, die ihn hier befiel und der er in seiner hilflosen Lage erlegen wäre, sein Leben nur der treuen, aufopfernden Pflege eines Landsmanns, des jungen Arztes Viktor Böggtli aus dem Kanton Solothurn, der sich in Wien für die Geburtshilfe ausbildete und damals schon wegen seiner Kenntnisse geachtet war.*). Aber trotz allen diesen Mühseligkeiten pries er oft die drei Jahre, die er in Wien zugebracht, als die glücklichsten seines Lebens und zauberte sich in den fröhlichsten Stunden noch des Alters in die lebenslustige Stadt zurück. Er nannte seine Verbannung ein Glück, da sie ihm am meisten zur juristischen und Lebensbildung verholfen. Neben den Rechtsstudien und der Philosophie trieb er immer noch Poesie, und während er „im Kerker anakreontische Kleinigkeiten gesungen und mit dem Thyrsus geschwärmt, da er doch gewiß recht nüchtern war,“ vollendete er in Wien nach Lucrez, „der mein Herz, meinen Verstand, meine Einbildungskraft gefesselt hält“, ein Lehrgedicht über das Wesen der Dinge in sechs Gefängen und etwa 7000 Hexametern, in welchen er „Naturlehre, Metaphysik und die Geschichte der Menschheit in Einen Zweck sammendrängte“, und schrieb seine Fabeln in Lichtwer's Weise und der Sermo pedestris des Horaz, von denen

*) Böggtli ward später in der Mediationsregierung sein Kollege im Kleinen Rathe; Karl Maria Vogelfang, ein anderer Wiener Studien-genosse, ward es später in der Restaurationsepoche und den Dreißigerjahren.

er schon 1784 Armbruster einige zur Rezension geschickt hatte. Diese „Fabeln“ gab er im Oktober 1787 zu Wien in der Hofbuchhandlung bei Joseph Edlen von Kurzbeck in vier Büchern heraus und widmete sie seinem lieben Vater Zimmermann, Professor in Luzern. Das Jahr darauf folgten ebendasselbst ohne Datum seine „Scherzhaften Gedichte“, Trinklieder, Liebeslieder, Episteln, im Anhange Sinngedichte und ein längeres beschreibendes Gedicht, Kleist's Frühling nachgebildet, „die Herbstesfeier in Helvetien“, und seinem Bruder gewidmet. Eine Epistel an Jacobi, noch in dem freundlichen Dorfe Bougeot bei Dijon, bekannt durch vorzüglichen Weinwuchs, gedichtet, spricht seine Bewunderung und Liebe für den Dichter aus; mehrere andere Episteln sind Beweise der innigsten Freundschaft mit seinem Müller in Luzern. Die beiden Freunde hatten den Entschluß gefaßt, jeder des Andern Schwester zu besingen. Lüthy that es in einer Epistel „an Nanette“, die treffliche Schwester Müller's, welche P. Zimmermann in seiner jungen Haushälterin als Musterbild des weiblichen Geschlechtes aufstellt, und welcher ein Gedicht zu weihen, er seinen jungen Freund schon vor der Abreise nach Dijon aufgefordert hatte. Müller, der künftige Geistliche, epilirte in seinem Gedichte alle Amoren und Zephyren; darüber scherzt nun Lüthy und bringt diese kleinen Ländeleien, nach seinem Gleim und Jacobi, in desto größerem Maße an, wie denn überhaupt von den Fabeln und scherzhaften Gedichten das Nämliche gilt, was vom Musenalmanach gesagt wurde. Erst in den spätern Jahren seines Aufenthaltes zu Wien und nach der Rückkehr in's Vaterland entwand sich Lüthy dieser Nachahmungsmanier, und dazu trug der verdiente Dichter und Schriftsteller P. Mich. Denis das Meiste bei, den er bei einem seiner öftern Besuche der Hofbibliothek näher kennen lernte. Denis munterte ihn in seiner Pflege der Poesie auf, machte ihn aber besonders auf die alten Volkslieder aufmerksam und sprach die ihm unvergeßlichen Worte: „Wenn Sie es je versuchen wollen, Ihrem Volke zu dichten, so studieren Sie zuerst vorhandene Lieder; fangen Sie damit an, daß Sie diese Lieder ausbessern, veredeln, ohne im

Geringsten vom Sinne des Liedes abzuweichen. Das Modernisiren der alten Volkslieder ist vielleicht bis jetzt noch der einzige Weg, dem Volke zu dichten.“

Im Herbst 1789 kehrte Lütth, von den Seinigen aufgefordert, mit seinem Freunde Hans Widmer aus dem Kanton Luzern, an den er sich in Wien ganz angeschlossen, in die Schweiz zurück. Seine Verbannung aus der Eidgenossenschaft war auf sein schriftliches Ansuchen um Begnadigung und auf die Fürsprache angesehenen Männer aufgehoben und ihm Hoffnung gemacht worden, daß nach einer in Luzern zugebrachten Probezeit, auf gute Zeugnisse hin, ihm bald die Rückkehr in die Heimath gestattet werden könnte. Seine alternde Mutter hielt sich fest an dieser Hoffnung und wollte den Sohn wenigstens mehr in der Nähe haben. Er sollte sich in Luzern, vielleicht auf einen Wink von Oben, der Feldmesskunst widmen, und er nahm auch wirklich bei einem Geometer Unterricht. Noch im spätern Leben bewies er, daß er auch hierin nicht ohne Erfolg thätig gewesen. Hier finden wir ihn bei Vater Zimmermann und Freund Müller, der indessen 1786 Priester und Pfarrhelfer zu Luzern, 1789 Professor am Gymnasium daselbst geworden war, im Mai 1790 vollauf beschäftigt mit poetischen Entwürfen, mit Plänen zu einer Blumenlese schweizerischer Dichter und wieder in brieflicher Verbindung mit Lavater, der ihm Beiträge dazu verheißt. Daneben genoß er die Freuden der Freundschaft im nähern Umgang mit seinem Widmer und Müller, mit seinen nachherigen Kollegen an der Helvetik, Meyer von Schauensee, Alph. Pfyster, Jos. Anton Balthasar, Rüttimann und den jungen Geistlichen, Schallbretter, Balthasar, Stalder, Füglistaller, Schülern Zimmermanns, mit denen ihn Müller in freundschaftliche Verbindung brachte. Sie bildeten ein schönes Kränzchen, in welchem gelesen, gedichtet, in jugendlicher Weise für höhere Zwecke geschwärmt wurde, und an welches sich die ehemaligen Genossen zum „Mayenrisli“, wo sie zusammenkamen, trotz ihrer weit auseinander gehenden Lebenswege, in spätern Jahren mit Freude zurück erinnerten.

Endlich, nachdem der Verbannte noch ein Jahr in Luzern zugebracht, durfte er 1791 heimkehren, stand aber noch längere Zeit unter polizeilicher Aufsicht. Wie er da die Vaterstadt, das unansehnliche elterliche Haus an der Goldgasse, wie er die betagte Mutter und die indessen herangewachsenen Geschwister, die so Vieles feinetwegen gelitten, die lieben Freunde, die ihn nicht vergessen hatten, wieder begrüßte! Einen der väterlichen Führer seiner Jugend, den alten Cantor Hermann († 18. Dez. 1786) fand er nicht mehr. „Da ich fortging, schreibt er, konnte er's auch nicht länger aushalten und allein sein hienieden; er ließ mir nur einen Grabhügel zurück. Ach, es war ein guter, guter Mann, wie es wenige giebt, und mir war er mehr!“ — Als schwärmerischer unreifer Jüngling hatte er seine Lieben verlassen, als gebildeter, durch Wissenschaft und Leben gereifter junger Mann kehrte er wieder. Die hohe Meinung von seinen dichterischen Anlagen, sein Lebensplan, sich der Poesie zu weihen, sein überspannter Dichterrausch waren verflogen; doch betrachtete er die holde Muse der Poesie sein ganzes Leben hindurch, als die liebste, getreueste Jugendfreundin und weihte ihr im Genuße der Lektüre, ihrer begabtesten Lieblinge sowohl, als in eigenen Versuchen, besonders im volksthümlichen Liede, manche selige Stunde. Daneben übte er sich in der trockensten, langweiligsten Prosa als Kopist, in die juristische Praxis ein, wie es damals nicht anders sein konnte. Zuerst schrieb er in der Amtschreiberei Bucheggberg, dann in der Staatskanzlei; doch schon 1794 war er Notar und stand durch seine Geschäftstüchtigkeit, seine Kenntnisse, sein solides, ruhiges Betragen und seine Vorzüge im gesellschaftlichen Leben in nicht geringem Ansehen. Sogar seine poetische Ader hatte dazu beitragen müssen. Lüthy dichtete nämlich im Mai 1792, als ein Solothurner Bataillon zur Wahrung der schweizerischen Neutralität nach Basel auszog, auf eine bekannte Melodie ein „Lied der Solothurnertruppen“, welches gedruckt, unter die Soldaten ausgetheilt und bald von Volk und Soldaten allgemein gesungen wurde. Bald darauf ließ er andere ähnlichen Inhaltes folgen. Die Anhänglichkeit an das Vaterland, die darin aus-

gesprochen, der Muth zur Vertheidigung seiner Religion und Verfassung, der darin geweckt wurde, gewannen dem Dichter in hohem Grade die Herzen seiner ehrsamsten Mitbürger, die eigentlich stolz auf ihn wurden.

Es war auch in Solothurn seit Lütthy's Abwesenheit ein viel regeres geistigeres Leben erwacht. Außer der blühenden ökonomischen Gesellschaft — von Hermann gestiftet und von den zwei praktischen Landwirthten Joh. Schneider und Jakob Hoffstetter auf der Rüttenen gefördert, die sogar als Mitglieder in die ökonomische Gesellschaft von St. Petersburg aufgenommen wurden — hatte sich um den geistreichen Buchdrucker Franz Jos. Gasmann ein Kreis von aufstrebenden jungen Männern gebildet, die seit 1788 ihm Beiträge zu seinem „Solothurnerischen Wochenblatt“, dem ersten publizistischen Versuche in Solothurns Mauern, lieferten. Es waren dieses außer dem mehr anregenden Abbe Schmid, besonders Michael Traugott Pfeiffer aus Würzburg (seit 1790), die Aerzte Schwendimann und Hoch, Motschi von Oberbuchsitzen, Peter Lütthy, der Bruder unsers Lütthy u. A. m. Daß dieser sich mit allem Eifer anschloß, kann man sich denken. Schon aus der Verbannung lieferte er Beiträge und war später einer der eifrigsten Mitarbeiter, bis das Wochenblatt 1795 einging. Seine Gedichte in demselben bestehen in einigen Oden, Elegien und Sinngedichten, noch mehr aber in Volksliedern, denen man die Befolgung der Rathschläge von Denis zu ihrem Vortheile ansieht; seine prosaischen Aufsätze sind humoristischer Art, in der Weise des Wandsbecker-Boten, zeichnen sich vor Gasmann's derber, oft an's Gemeine streifender Ausdrucksweise durch edle Popularität aus und enthalten manche ernste Wahrheit über das Wohl des Vaterlandes, über Armennoth, Luxus &c. in ernstem und heiterm Gewande. Ein treffliches Wort über Volkslieder und die Bearbeitung einiger Briefe des edeln Stadtvenners Hans Jakob vom Staal an seinen Sohn Gedeon verrathen, wie sich schon damals der Geist vaterländischer Geschichtsforschung in ihm regte. Auch am ersten Jahrgange von Gasmann's „Helvetischem Hudibras“ (1797) nahm Lütthy noch Antheil, und ich glaube nicht zu irren, wenn

ich ihn für den oft vorkommenden Hilarius Umbroso halte, während in dem freundlichen Kreise Gasmann selbst Gabi und später Hudibras, Pfeiffer Urian, Dr. Schwendimann Dr. Saffiras heißen. Lüthy führte dem Blatte auch andere Mitarbeiter zu, so seine Freunde Widmer und Müller von Luzern, den nachherigen Professor Samuel Schnell von Burgdorf und selbst den damals schon hochgeachteten Professor Michael Sailer von Dillingen.

Mit Sailer stand Lüthy in einem innigen Freundschaftsverhältnisse. Nicht lange nach der Rückkehr aus der Verbannung verreiste sein Bruder, der sich, auch um unserm Lüthy einst Haus und Gewerbe zum Lebensunterhalte ungetheilt überlassen zu können, zum geistlichen Stande entschlossen hatte, theils zur eigenen theologischen Ausbildung, theils als Mentor nach der Universität Dillingen. Sein Zögling Viktor Schwaller, fast gleichen Alters mit ihm, war ein jüngerer Sohn des allgemein geachteten Ultrathes Schwaller, nach damaliger Unsitte schon in der Wiege zum geistlichen Stande bestimmt und seit seinem dreizehnten Altersjahre Erspesant auf eine Chorherrenpfründe am St. Ursenstifte. Der kecke, ungezügelte Geist des jungen Kanonikus, wie er sich schon damals unterschrieb, wollte sich dieser Prädestination nicht fügen; es zog den Abkömmling des seit Jahrhunderten in kriegerischen Ehren stehenden Geschlechtes zu ganz anderer Beschäftigung, zu ganz andern Freuden, als zum Beten und Studiren, und gar zu gerne wäre er, wie seine ältern Brüder, als Offizier in fremde Kriegsdienste getreten. Nun sollten der lebensweise, fromme Sailer, der sanfte, fleißige Peter Lüthy Wunder an ihm wirken, ihm seinen künftigen Beruf lieb machen und ihn zum fleißigen Studium aneifern. Aber es wollte nicht gehen, und Klagen über Klagen kamen von Dillingen an die gestrenge Frau Ulträthin, die am meisten die mütterliche Hand im Spiele hatte. Da mußte auch unser Lüthy helfen, der ebenfalls eine Art Mentorstelle, aber unter den schönsten, freundlichsten Verhältnissen, bei seinem nachherigen Kollegen im Kleinen Rathe, Oberst Viktor Gibelin, bekleidet hatte. Im August 1792 reiste er im Auf-

trage von Schwaller's Eltern nach Dillingen, „aus Freundschaft, aus Bruderliebe und um mir im Kreise eines guten Mannes wohl sein zu lassen.“ Er brachte kein gutes Zeugniß für den Kanonikus nach Hause, „der, wie Sailer schrieb, einen solchen Widerstreit gegen die eigentlichen Pflichten des geistlichen Standes fühlt, daß ich nichts als Elend voraussehe, wenn er sich gegen sein Herz diesem Stande widmet“, und der endlich nur dem energischen Willen der Mutter sich leider dennoch fügte. Aber Lütthy hatte die Freundschaft Sailer's gewonnen, „dem es, wie er sich später äußert, vom ersten Anblick an unendlich wohl that, die nämliche Idee von Deinem Sinne für lautere evangelische Liebe im Herzen zu tragen,“ der dem Freunde im vertrautesten Briefwechsel sein ganzes Herz öffnete, ihn schon damals wieder und wieder besuchte, kleine Schweizerreisen mit ihm machte und sich durch ihn auch an Gasmann und Schmid anschloß. Mit besonderer Liebe hing Sailer an Lütthy's braver Mutter, „diesem Hausbeweis, was Treue aus dem Menschen macht.“ Als er 1794 auf grundlose Verdächtigungen hin von seiner Professorstelle und seinen geliebten Schülern auf die Landpfarrei Nislingen versetzt wurde, lud ihn Mutter Lütthy nach Solothurn ein und bot ihm ihr Haus zum Aufenthalt an, und als sie im Juni 1795 ihren Sohn Peter verlor, der nach kurzem, aber schönem Wirken im Seelsorgerberufe als Vikar von Hägendorf starb, trug sich Sailer an, für ihn im häuslichen Kreise neben Mutter, Sohn und Tochter der Vierte zu sein. Auf unsern Lütthy, auf dessen religiöse Grundsätze der damals geltende Deismus nicht ohne Einfluß geblieben war, wirkte der edle Freund mit seiner allumfassenden Liebe und heiligen Ueberzeugung sehr vortheilhaft ein. Er mußte ihm den ehemaligen väterlichen Freund Lavater und den frommen, liebevollen Bruder, dessen Verlust Lütthy so tief empfand, ersetzen; an ihn wandte er sich mit seinen Zweifeln, ihn berieth er über die wichtigsten Momente seines Seelenlebens so durch die Frage: „Was möchte auf meinen individuellen Charakter am tiefsten wirken,“ und stets erhielt er treffende Antworten, nicht für eine grübelnde, secirende Philosophie, aber für Herz und Leben. Es ist für

diese Lebensperiode Lütthy's charakteristisch, wenn ihm der tiefsehende Freund 1794 nach einem Besuche in Solothurn schreibt: „Mit stiller Liebe sah Dir mein Herz nach, als ich von Dir getrennt war; ich fand Dich, Theurer, noch stiller, inniger und ruhiger, als vor zwei Jahren . . . das tröstet mich, denn Du bist auf dem Wege nach Eden.“ — Sailer's innige Freundschaft erhielt sich Lütthy, wenn auch die Briefe seltener wurden, für das ganze Leben.

Außerdem pflegte er in diesen Jahren die Verbindung mit seinen Luzerner Freunden, besonders mit seinem Müller, und besuchte seit 1792 fast alljährlich die Versammlungen der helvetischen Gesellschaft zu Olten oder Aarau, die er durch seine Lieder feierte, und an denen er mit Pestalozzi, mit dem feurigen Haas von Basel und vor Allen mit Karl Wild von Bern und Joh. Kaspar Fäsi von Zürich dauernde Freundschaft schloß. Hier auch mochte er den deutschen Buchhändler Heinzmann in Bern kennen gelernt haben, durch den er zum eifrigen Studium der Kantischen Philosophie angeregt wurde. In Solothurn dagegen gewann er an Lebensbildung durch die Bekanntschaft und den nähern Umgang mit französischen Emigranten, unter denen er den Dompropst von Andlau und 1797 den liebenswürdigen Dichter Delille besonders auszeichnete. Von literarischen Unternehmungen hatte er im Plane, mit Müller und Haas Gedichte und für sich ein „Handbuch der Geschichte großer Männer und Thaten Helvetiens für den Bürger und die Jugend (1791)“ auf Subscription herauszugeben; es blieb aber beim Plane, und außer seinen auf Blättchen gedruckten Volks- und Soldatenliedern, und den Beiträgen zum Wochenblatt und Hudibras und zu seines Freundes Müller „Taschenbuch für die helvetische Jugend“ ist mir keine literarische Leistung aus dieser Periode von ihm bekannt.

Am 22. Mai 1797 vermählte sich Lütthy mit Anna Maria (Meieli) Hirt, der Tochter eines Solothurnischen Bürgers und Metzgermeisters, in dessen schöner Sommerwirthschaft „auf dem Hübeli“ sich die Wochenblättler oft versammelten. Der solide junge Mann, mit seiner Liebe zum Vaterlande, hatte sich bald

der freundlichsten Zuneigung des wackern Altbürgers zu erfreuen, und der Preis war die Hand der schönen, noch nicht zwanzigjährigen Tochter, die nicht in romantischer Liebe, aber in kindlichem Gehorsam und ungeheuchelter Achtung dem ziemlich ältern Liebling des Vaters sich verband. Lüthy nahm die stille, schlichterne Gattin in das Haus der Mutter, welche mit Hilfe der thätigen Schwester noch immer rüstig das Bäckerhandwerk betrieb; aber er sollte kaum der Flitterwochen sich ungestört freuen können.

Immermehr hatten die Grundsätze der französischen Revolution, besonders seitdem die Schreckenszeit vorüber war, bei aufgeweckten jüngern Männern der Schweiz Sympathien erweckt. Auch in Solothurn regte sich der Revolutionsgeist, vorzüglich machte die Schmähschrift „Mißbräuche und Ungerechtigkeiten der Regierung zu Solothurn (Paris 1797)“ großes Aufsehen. Sie hatte einen begüterten Kaufmann und Bürger, Johann Georg Schwaller, der aber mit der regimentfähigen Familie des schon genannten Ultrathes nicht verwandt war, zum Verfasser. Der reizbare Mann war vom Schultheißen persönlich beleidigt und von der Regierung als Unruhmüßler gestraft und aus der Eidgenossenschaft verbannt worden, weil er in der Bürgerversammlung im Rosengarten bei der Aemterbesetzung feck und gereizt gegen den zu wählenden Schultheißen und die eingerostete Uebung aufgetreten, gesellte sich in Paris dem bekannten Schweizerklub bei und nahm in dieser Schrift Rache an seinen Gegnern.*) Mit mehr Mäßigung und Ruhe, wenn auch nicht ohne überspannte Hoffnungen, wurden die französischen Freiheitsideen in der Wochenblättler-Gesellschaft aufgenommen und besprochen. Bald galt dieselbe auch als Patrioten-Klub, und an die Versammlungen auf dem Hübeli schlossen sich andere Revolutionsfreunde, zurückgesetzte Patriziersöhne, ehrgeizige und sonst unzufriedene Alt- und Neuburger, für das Ideal der neuen Freiheit begeisterte junge Männer an.

*) Es nahm bald ein unglückliches Ende. Schuler in den Thaten und Sitten der Eidgenossen, Bd. V und VI, wirft irrthümlich ihn, den Chorherrn und den Alt-Landvogt Schwaller in Eine Person zusammen.

Dazu gehörten namentlich die Brüder Kavet und Peter Joseph Zeltner, Notar Kulli, die Kaufleute Oberlin, Burn, Wirz, Weinhändler Cartier und mehr im Geheimen die beiden Brüder Ehorherr Viktor und Alt-Landvogt Joseph Schwaller, der ebenfalls eine Tochter vom Hübeli zur Gattin hatte und somit Lütthy's Schwager war. Unter andern jüngern Geistlichen nahm Abbe Schmid, wenn auch von allem öffentlichen Treiben zurückgezogen, Theil an den Hoffnungen und Wünschen der Patrioten. Neben diesen Männern der Mäßigung und frommen Wünsche und ihren öffentlichen Zusammenkünften, hatte sich auch ein engerer geheimer Klubb zusammengethan, zu dem mehrere von jenen gehörten, und der mit den Flüchtlingen in Paris in direkter Verbindung stand. Lütthy gehörte nicht dazu; er hatte zu bittere Erfahrungen gemacht und gab sich den einseitigen Täuschungen vieler seiner Gesinnungsgenossen nicht hin; er war vielmehr der Wortführer einer aufstrebenden, gemäßigten Bürgerklasse, die Verbesserungen ohne Revolution wünschten. Als Sprecher der Pfisternzunft, die nach alter Sitte mit der Wirthenzunft Geschenke wechselte, mahnte er am Neujahrstage 1798 zur Eintracht und Tapferkeit und sagte: „Habet Dank für Eure ächt helvetischen Gesinnungen und empfanget auch von uns das heiligste Gelübde, daß wir auf den ersten Wink des Vaterlandes bereit seien, Hand in Hand mit Euch für Freiheit und Eigenthum, für unsere Grundverfassung und Religion gegen jeden Feind von Außen und Innen Einer wie Alle und Alle wie Einer, zu kämpfen und zu — siegen. Empfanget aber auch noch von uns die eben so heilige Versicherung, daß unsere Herzen die werththätigste Liebe und Brüderschaft jedem unter Euch und jedem unserer Mitbrüder zugeschworen haben, der Gott verehrt, den Nächsten liebt und sich den Obrigkeitlichen Gesetzen und Verordnungen in Allem unterwirft; mag sein politisches Glaubensbekenntniß in Betreff der Zeitbegebenheiten noch so verschieden von dem Unsrigen sein — wir wollen uns nicht zu Meinungsinquisitoren aufwerfen. In einem Stücke stimmen wir Alle zusammen, in der heiligen Liebe des Vaterlandes.“ Doch verwahrt er sich auch „gegen das

Natterngezücht lichtscheuer Verläumdung, das sich immer lauter erhebt und das Leben einiger unserer edelsten Brüder dem Meuchlerdolche aufgehehelter Einfalt auszusetzen droht.“ — Aber alle zur Eintracht mahnenden, beschwichtigenden Worte, selbst die Maßregeln der Räthe und Ausgeschossenen, welche, obschon einberufene Abgeordnete von Stadt und Land darauf drangen, die alte Regierung beizubehalten, sich bereit erklärten, eine Abänderung in der Regierung vorzunehmen, und (11. Februar) in feierlicher Urkunde Bewahrung der Freiheit und Unabhängigkeit gegen jeden Feind und völlige Rechtsgleichheit zwischen Stadt und Land aussprachen, konnten den Sturm nicht mehr beschwören. Schon bevor dieses geschah, als die französischen Truppen sich immer mehr an die Kantonsgrenzen drängten, als zu Wiedlisbach ein verkappter französischer Husar mit einem Paket Briefe an Hauptmann Xaver Zeltner, am 6. Februar zu Selzach ein Diener des Weinhändlers Cartier mit Briefen von Biel her aufgefangen worden, war zuerst am 5. Februar in Olten, am 6. in Solothurn die Volkswuth gegen die Patrioten losgebrochen. Da wurden, zum Theil unter schrecklichen Drohungen und argen Mißhandlungen des Pöbels, bei 40 Personen, Gassmann, Kulli, Dr. Schwendimann, Cartier, Oberlin in Solothurn, Trog und Dr. Cartier in Olten verhaftet und in's Gefängniß geführt. Lütth hatte sich bei dem Volksaufstande in's nahe Kollegiumsgebäude geflüchtet, in welchem die Professoren in einem klosterähnlichen Convicte wohnten, und war einige Tage in der Jesuitenkirche im Orgelkasten verborgen, wohin ihm Professor Güntner Essen und Bericht brachte. Eine Schildwache, die auf Kosten der Familie unterhalten werden mußte, stand vor der Thüre des mütterlichen Hauses; aber Niemand ahnte, daß Nachts hoch oben von einem Fenster des Hintergebäudes im Kollegium ein Laden zu einem Fenster des Lütth'schen Hauses hinübergelegt wurde, und der Flüchtling auf dieser schwankenden, gefährlichen Brücke seine geängstigte Gattin und Mutter besuchte und trotz der Schildwache an der Thüre im Hause war. Später stellte sich Lütth vor der Regierung und ließ sich in Verhaft nehmen. Verhöre und Unter-

suchungen fanden wenige statt — die Regierung hatte sonst Arbeit und Angst genug — es kam nichts Wesentliches an den Tag, und was im Protokoll von Bekenntnissen Lüthy's steht, hat er später am Rande desselben mit eigener Hand und Unterschrift der Unwahrheit und Entstellung beschuldigt. Etwa drei Wochen saßen die Patrioten gefangen. Am 2. März wurden sie durch die Uebergabe Solothurns an die Franzosen frei. Aber am nämlichen Tage noch hatten sie drohende Todesgefahr ausgestanden. Als bei dem kurzen, hartnäckigen Gefechte zu Lengnau das in der Stadt zusammengeströmte Volk den Kanonendonner hörte, als Unglücksboten über Unglücksboten ankamen, und endlich der über Verrätherei schmähende Landsturm in die Stadt zurückfloh, ward das Gefängniß von immer dichtern, nach Blut und Rache schreienden Menschenmassen belagert. Man suchte die Thüren zu erbrechen und mit Gewalt einzudringen. Da stellten sich der wüthenden Menge mit eigener Lebensgefahr einige würdige Geistliche, Professor Bock, Stadtpfarrer Pfluger und Andere entgegen; doch das wilde Toben ließ sich nicht beschwichtigen und mehrte sich von Minute zu Minute. Die Priester hofften durch Gebet zu besänftigen und suchten Zeit zu gewinnen. „Nun denn, wenn sie sterben müssen, so wollen wir zuerst noch für ihre armen Seelen beten,“ riefen sie und traten mit dem Volke in die nahe Spitalkirche. Das Gebet war geendet, das Volk trat aus der Kirche, schwankend und ungewiß; aber die frühere Wuth erwachte bald wieder, es drängte sich gegen das Gefängniß. Plötzlich schmetterten Trompeten. Die ersten französischen Husaren, von der Gefahr der Patrioten unterrichtet, sprengten über die Brücke, und das Volk stob auseinander. Es waren angstvolle Stunden gewesen. Mit Thränen in den Augen umarmten die Befreiten die würdigen Geistlichen, als ihre einzigen Retter. Im Triumphe führte man sie in den Kreis der Ihrigen zurück. Aber bevor sie auseinander gingen, forderte Lüthy von ihnen Vergebung aller erlittenen Unbilden und den feierlichen Eidschwur, sich nie zu rächen. Er wenigstens und noch mancher Andere haben

dieses Versprechen treu gehalten; er hat noch mehr gethan und seinen Verfolgern Gutes für Böses erwiesen.

Schon zwei Tage darauf ernannte der französische General Schauenburg eine provisorische Regierung von 11 Gliedern, von denen er 8 aus den verhafteten Patrioten nahm. Die drei übrigen waren Schauenburg verwandte Mitglieder der alten Regierung. Der General stammte nämlich aus einem adelichen Geschlechte des Elsaßes und von mütterlicher Seite sogar aus einer regimentsfähigen Familie von Solothurn; und das konnte er trotz aller republikanischen Schminke nie ganz verläugnen; vielleicht liegt selbst seinem Haß und seiner wegwerfenden Verachtung gegen das alte Bern, die er überall zur Schau trug, noch ein angeerbter Rest von Familien- und Kantonseifersüchtelei zu Grunde. In der provisorischen Regierung saßen Oberlin als Präsident, Kav. Zeltner und Jos. Schwaller, Lütth's Schwager, als Mitglieder und dieser selbst als Generalsekretär. Seine Thätigkeit und Popularität, seine Feder und Rednergabe wurden nun, wo es galt, wacker in Anspruch genommen. Als am 8. März der Freiheitsbaum auf dem Marktplatz aufgerichtet wurde, stand Lütth als Festredner zwischen zwei mit der dreifarbigigen Schärpe geschmückten Geistlichen; als am 23. März die neue Konstitution zuerst vor allen andern Kantonen, in den Urversammlungen angenommen wurde, theilte er den glücklichen Erfolg in einem sehr verbindlichen Schreiben dem General, in einer feurigen Proklamation dem Volke mit; als am 25. das Konstitutionsfest gefeiert ward, pries er wieder als Redner, in Gegenwart Schauenburgs und des französischen Kommissärs Mengaud, die neue Freiheit und ihre Ueberbringer. Daß später seinem scharfen, nüchternen Blicke Manches in anderem Lichte erschien, als im ersten Freudenrausche der neu errungenen Gleichheit, die von den Franzosen mit so schönen Worten angekündigt wurde, als bei den ersten Gefühlen der Dankbarkeit für die Befreiung von schmähhlichem Jode, für eine stets angestrebte höhere Wirksamkeit zum Besten des Vaterlandes, und daß der Drang der Umstände ihm damals manches Wort abnöthigte, hat er in seinem nachherigen Wirken während der

helvetischen Periode bewiesen. Doch selbst in diesen Reden und Proklamationen herrscht, dem Treiben in andern Kantonen gegenüber, Mäßigung und edler Sinn; sie sprechen von Religion, Liebe und Geseßlichkeit, und enthalten kein Wort des Hasses und der Rache. Einer wilden Revolutionspartei, die solche Gelüste hegte und zu der namentlich Eborherr Schwaller gehörte, trat er mit Entschiedenheit entgegen, und wußte dem ganzen Gange der provisorischen Regierung mehr seinen Geist einzuflößen. Deswegen nennt ihn Freund Schmid, mit dem er nebst den alten Wochenblättlern wieder auf dem Hübeli conferirte, scherzweise „Colon Lütth.“ Mit seinem Freunde, P. J. Zeltner, dem Gesandten in Paris, wünschte er Solothurn zur Hauptstadt der helvetischen Republik zu erheben und er trat deswegen mit ihm in vertraulichen Briefwechsel.

Vom 22. bis 31. März fanden im Kanton Solothurn die Wahlen zu den neuen helvetischen und Kantonsbehörden statt. Lütth gehörte zu den 100 Wahlmännern, die dieses wichtige Geschäft zu besorgen hatten, und wurde von ihnen zum vierten Mitgliede des helvetischen Senates gewählt. Neben ihm vertraten den Kanton Solothurn im Senate Hauptmann Kaver Zeltner, der aber bald diese Stelle mit der eines Regierungsstatthalters zu Solothurn vertauschte, Jos. Brunner von Balsthal und Alt-Landvogt Schwaller, Männer, die an Talent und Kenntnissen ihm weit untergeordnet waren und seine Superiorität gerne anerkannten. Unter den acht Vertretern im helvetischen Großen Rathe (P. J. Zeltner und B. Kulli von Solothurn, Dr. Cartier und Jos. Hermann von Olten, Trösch von Seewen, Schlupp von Nennigkofen, von Urz von Neuen-dorf, Gisiger von Selzach) dagegen lieferte der Kanton Solothurn einige der exaltirtesten Revolutions- und Franzosenfreunde; sie trugen mit ihrem wiederholten Auftreten zu dem leidenschaftlichen Tone bei, der sich so oft in dieser Behörde geltend machte, der vom Senate herabgestimmt und dessen Maßregeln und schlimme Folgen von demselben annullirt wurden. Ueberhaupt herrschte im Senate viel mehr Intelligenz, Besonnenheit und uneigennützige Vaterlandsliebe, und dazu trug Lütth sehr

Vieles bei. Er hatte bald großen Einfluß gewonnen und war mit Usteri, wie Escher u. A. im Großen Rathe der Führer jener spottweise genannten Gelehrten oder Grundsähler, die mit einem freilich allzu idealen Streben Kenntnisse, Sinn für wahre Freiheit und den in damaligen Umständen aller Anerkennung werthen Muth verbanden, selbst der jedes Unabhängigkeitsgefühl erdrückenden Mutterrepublik Frankreich und den Gewaltthatigkeiten der französischen Beamten und Generale entgegenzutreten. — Seit den ersten Tagen des Aprils 1798 befand sich Lütthy in Aarau, dem Sitze der neuen helvetischen Behörden, und wohnte am 12. dieses Monats der feierlichen Konstituierung derselben bei. Zum ersten Präsidenten des Senates wurde Och von Basel, der bekannte Verfasser der neuen Konstitution, gewählt; auch im Mai vereinigte derselbe bei der Wiederwahl die meisten Stimmen auf sich. Es ist aber bezeichnend für den Einfluß und die Parteistellung Lütthy's, daß er schon damals von einer bessern Minderheit dem mehr gefürchteten und gehaßten, als geachteten Günstling der Franzosen als Gegenkandidat gegenüber gestellt und später im Juni wirklich Präsident des Senates wurde. Vergeblich suchte er auch die Ernennung desselben zum Direktor zu hintertreiben und durch Schauenburgs Sekretär Brander, mit dem er befreundet war, dem General den Charakter des intriganten „Hoffschranzen“, wie er ihn nannte, im wahren Lichte darzustellen. Wenn es bei der ersten Ernennung der Direktoren zu gelingen schien, so war der Schlag um so härter und empörender, als auf einen Befehl des französischen Kommissärs Rapinat die Direktoren Pfyffer und Bay, der Freund und Gesinnungsgenosse Lütthy's, dem ehrgeizigen Och, „der, nach Branders Ausdruck, wie ein Teufel dafür intriguirte, Direktor zu werden“, weichen mußten. Nicht leicht zeigte sich die Abhängigkeit und Unentschiedenheit der Majorität der beiden Rätthe in ungünstigerem Lichte, als bei diesem Anlasse. Lütthy beklagte sich, wenn er auch in der heikeln Sache nicht mit Usteri's muthiger Entschiedenheit öffentlich auftrat, in den Briefen an Freund Schmid bitter über dieselbe, lehnte die Stelle des ebenfalls ohne Grund abberufenen

Generalsekretärs Steck ab und erklärte, daß er unter solchen Umständen gar keine höhere Stelle annehmen werde. Im Senate war Lütthj keiner der Vielredner, die bei allen Berathungen das große Wort führen wollten und sich in Kleinlichkeiten verloren; er trat gewöhnlich nur auf, wenn es höhern Interessen galt oder ein Wort edler Mäßigung und Leidenschaftlosigkeit Noth that. So sprach er im Juli 1789, als gemeine Seelen unter den früher verfolgten Patrioten, besonders aus den Kantonen Zürich und Veman, für ihre Verfolgungen von den ehemaligen Regierungen Entschädigung verlangten, und unverschämte Rechnungen eingaben, als der Große Rath sogar diese Patriotenentschädigung dekretirt hatte, mit Wärme dagegen, erzählte, was er selbst wegen seines Freiheitsfinnes gelitten und sagte unter Anderm: „Es ist widersprechend, absurd, daß eine nachfolgende Regierung die ihr vorangegangene für das beklagen kann, was sie in Folge ihrer Gesetze und Konstitution gethan hat. Sollten die, welche für die Freiheit wirklich gelitten haben, entschädigt werden, so will ich gerne dazu beitragen; wir Alle werden es gerne thun.“ Allgemeines Beifallklatschen und der Ruf zum Abstimmen folgte diesen Worten; der Präsident selbst und mehrere Senatoren priesen Lütthj's Edelmuth, und der Beschluß des Großen Rathes ward als konstitutionswidrig verworfen; nur vier Stimmen waren für Annahme. Eben so kräftig trat er gegen ein Unsittlichkeit förderndes Dispensgesetz des Großen Rathes auf, das auch verworfen wurde, und erhob seine Stimme für die gefährdete Pressfreiheit, für die unglücklichen Nidwaldner, für Amnestie der Ausgewanderten, gegen die Nachäfferei der französischen Feste, der Eroberung der Bastille &c. und überhaupt gegen die französischen Bedrückungen und niederträchtigen Franzosenschmeicheleien. Daneben arbeitete er fleißig in gesetzgebenden Kommissionen, als einer der thätigsten und brauchbarsten Männer beider Rätthe. Daß sich dadurch Lütthj das Vertrauen aller Bessern in hohem Grade gewann, ist wohl nicht zu verwundern. Sein biederer, offenerherziger Freund Schmid schreibt ihm schon ihm Juli aus Solothurn: „Der Neid, der sich wider Sie geregt, läßt sich

nicht mehr sehen; Alles spricht mit der höchsten Achtung von Ihnen.“ Der wackere Dr. Höpfner in Bern suchte durch ihn mit Bay, Escher, Kuhn und Kengger das Erguel und Ziel für die Schweiz zu gewinnen, und trat mit ihm in publizistische und freundschaftliche Verbindung. Neben herben Wahrheiten über die damalige Regierung sollte er Lütth alle Anerkennung: „Sie, lieber Mann, sind Vielen, Vielen lieb, theuer und werth. Man hört Sie gern, man hat Zutrauen zu Ihnen und zu Vielen noch, die ohne Rache, ohne Leidenschaft ihre edlen Werke verrichten.“ Professor Brenni in Zürich setzte dem dritten Hefte seiner politischen Vorlesungen einen offenen Brief an Lütth vor, in welchem er ihm schrieb: „So wie ich an Ihren früheren Schicksalen den herzlichsten Antheil nahm, so freue ich mich Ihres jetzigen, ich freue mich seiner mit dem Vaterland! Jener Geradsinn, jene Festigkeit, jene Freimüthigkeit, verbunden mit wahrer Aufklärung und Humanität, haben mich mit Achtung und Liebe erfüllt, und es thut meiner Seele wohl, es Ihnen öffentlich zu sagen.“ Von allen Seiten nahm man Zuflucht zu Lütth. Patrioten (Gassmann, Dr. Schwendimann &c.) klagten ihm ihre Zurücksetzung und traurige Lage und verlangten seine Hilfe; Verwandte der alten Regierungsglieder, die als Geißeln nach Frankreich geführt worden, baten um seine Verwendung und sein vielvermögendes Fürwort zur Loslassung derselben; Patrioten und Aristokraten ersuchten ihn um seine Empfehlung zu einer Civil- oder Militärstelle. Er that, was er konnte, namentlich in Angelegenheit der Geißeln, obschon einige derselben früher zu seinen heftigsten Gegnern gehört und ihm viel Leid bereitet hatten.

In den ersten Monaten hatte Lütth seine Gattin zu sich nach Aarau genommen. Er wohnte daselbst im nämlichen Hause mit dem damaligen Senator Dolder, und die beiden Familien — beide kinderlos — hatten sich bald eng an einander geschlossen. Als nun im August beschlossen worden, den Regierungssitz nach Luzern zu verlegen, wobei Lütth die ihm befreundete Stadt dringend empfahl; verreiste er im September nach Solothurn, wo er sich einige Tage bei der Mutter und den alten Freunden

wohl sein ließ, und am Ende des Monats zu Fuß nach Luzern. Einen Antrag seines Jugendfreundes, Stadtpfarrer Müller, bei ihm Wohnung zu nehmen, schlug er aus, um wieder mit Dolder zusammen zu wohnen, welchem er in dieser Zeit unentbehrlich schien. Durch ihn und den Direktor Oberlin hatte Lütthy sogar Einfluß auf Och, der in Manchem auf ihn hörte und ihn für seine Partei zu gewinnen suchte. Er war Mitglied der Bibliothekskommission und mit W. Huber für die neuangelegte Nationalbibliothek, sowie die von Stapfer gestiftete literarische Gesellschaft sehr thätig. Daneben genoß er die Freuden der Geselligkeit am schönsten in den wieder erneuerten Zusammenkünften mit Müller, Widmer, der auch helvetischer Beamter war, und andern Freunden im „Mayenrisli“. Indessen dauerten diese freundlichen Verhältnisse in dem ihm lieben Luzern nicht lange. Die österreichischen Waffen hatten im Frühlinge 1799 Fortschritte gemacht und waren bis Zürich vorgeedrungen; ein geheimes Comité von Gegnern der Franzosen und Ausgewanderten leitete weitverzweigte Verbindungen und bereitete eine Erhebung gegen die dem Volke verhaßte Regierung vor; Unruhen entstanden in mehreren Kantonen. Es wurden vom Direktorium Kommissäre mit ausgedehnten Vollmachten an die bedrohlichsten Punkte gesendet. So kam Senator Schwaller zum Heere Massena's nach Zürich, Bernhard Huber im Januar schon nach Solothurn, Lütthy in den letzten Tagen des Aprils nach Bern. Seine Sendung hatte etwas Geheimnißvolles, so daß selbst Dolder, der doch am 9. Mai an Glayre's Stelle Direktor wurde, nicht recht wußte, was er daraus machen sollte. Die äußere Veranlassung dazu gaben im Grunde unbedeutende Unruhen zu Narberg; die eigentliche Aufgabe des Regierungskommissärs aber war, die Bestrebungen des geheimen Comites und die ungünstige Stimmung der Stadt und des Kantons zu überwachen und die geeigneten Maßregeln dagegen zu ergreifen. Da sein Kollege Huber in Solothurn zahlreiche Verhaftungen vornehmen und von Chorherr Schwaller angefeuert, der die Stelle eines öffentlichen Anklägers versah und statt seines geistlichen Kleides sich einen klirrenden Schleppsäbel

umgürtet hatte, mehrere Bluturtheile an einfachen Landleuten wegen unbedeutenden politischen Vergehen vollziehen ließ, war man in Bern in großer Angst und empfing den Kommissär voll Besorgniß. Lütthi beruhigte nach beiden Seiten, milderte die strengen Maßregeln des Direktoriums, bewirkte die Freilassung der Geißeln und verwaltete sein Amt mit aller Humanität. Dem ungerecht beschuldigten Polizeidirektor Wild erhielt seine Fürsprache die Stelle; dem Professor Zeender, der Lütthi in seinen helvetischen Nachrichten verunglimpft hatte, erteilte er nur eine Berichtigung und bat sogar für ihn, als das Direktorium anderer politischen Ursachen wegen denselben mit Hausarrest strafte. Sein Freund, Direktor Bay, hatte ihm in einem interessanten Schreiben die wichtigern Männer charakterisirt, die sich der neuen Ordnung der Dinge anschlossen, und Lütthi scheint sich seine Winke zu Nutzen gemacht zu haben. Freilich lautete der zweite Bericht des Kommissärs vom 4. Juni über die Stimmung der Stadt viel ungünstiger; aber er wurde nun um so eher seiner unangenehmen Stellung enthoben, da am 29. Mai sich die Regierung, fast wie auf einer übereilten Flucht, selbst nach Bern übergesiedelt hatte. Lütthi wurde nun wieder Präsident des Senates. In dieser Zeit nahmen die Angelegenheiten des Heimatkantons ihn sehr in Anspruch. Freund Schmid klagte immer bitterer über das Betragen des Regierungskommissärs Huber, seine fortdauernden Hochverrathsprozesse und Bluturtheile, die willkürlichen Geißelaushebungen &c. Andere Patrioten (Cartier, Wirz), die Verwandten der Geißeln und namentlich seine alte brave Tante und Pathin überhäuften Lütthi mit Bittgesuchen für Verurtheilte und weggeführte Geißeln, und drangen in ihn, durch seinen Einfluß den Verfolgungen ein Ende zu machen. Lütthi war sonst mit Huber befreundet, und es mochte ihm schwer fallen, gegen denselben persönlich aufzutreten. Indessen war es hohe Zeit einzuschreiten. Aus dem Dörflein Herbetswil war schon der Agent Urs Stampfli, ein wohlhabender Bäcker und sonstiger Patriot, weil er unbedachte Worte gegen die Regierung gesprochen und für die nach seiner Meinung bald anrückenden Oesterreicher Brod gebacken hatte,

hingerichtet und die blutige Leiche unter dem Wehklagen der schon verheiratheten Tochter, die dem Wagen mit fliegenden Haaren und verzweifelnden Geberden entgegeneilte, und dem dumpfen Schmerze des Volkes in Mägendorf begraben worden. Da wurde auch der Wirth von Herbetzwyl, Urs Boner von Laupersdorf, am 27. Mai zum Tode verurtheilt, weil er am 1. April den Freiheitsbaum umgehauen. Kaum konnte durch angesehene Verwandte Aufschub von einigen Tagen erlangt werden, während welcher Zeit der Weinhändler Cartier, Suppleant am Kantonsgericht, ein einflußreicher Patriot, eilig nach Bern ritt und Gnade für den Verurtheilten und Aufhören dieser Hinrichtungen erlangte. Er hatte dieses, wie man in Solothurn allgemein wußte, vorzüglich der kräftigen Verwendung Lütthy's zu verdanken. Doch dauerte Huber's Kommissariat, dauerten die politischen Prozesse bis zum August fort; im Juli noch bat Cartier für zwei Familienväter von anerkannter Rechtsschaffenheit, die zu mehrjähriger Schellenwerkarbeit verurtheilt waren, und sogar im März 1800 mahnte die alte Pathin wieder dringend um Lütthy's Verwenden für einige noch nicht heimgekehrte Geißeln. Außerdem nahm sich dieser für Alons Reding und seine Mitgefangenen zu Harburg, für den alten Oberst Roland zu Romainmotier und für alles an, wo sein Gerechtigkeitsgefühl und seine Liebe zum Vaterlande angesprochen wurden, förderte die publizistischen Arbeiten Dr. Höpfners und lieferte ihm Beiträge, redigirte zuerst mit Huber das helvetische Tagblatt, seit 1801 mit Alph. Pschyffer den „Freiheitsfreund“, welche Zeitungen indessen bald eingingen, war ein thätiges Mitglied der im Juli 1800 zu Bern gegründeten Gesellschaft literarischer Freunde und wurde mit Usteri und Udern von derselben abgeordnet, um Pestalozzi's neue Methode in Burgdorf zu prüfen. Der günstige Bericht der Kommission empfahl Pestalozzi's Unternehmen aufs dringendste und erwirkte demselben die Unterstützung des helvetischen Vollziehungs Rathes. Obschon in dieser Zeit der Briefwechsel mit Sailer unterbrochen war, und Lütthy sich am 2. August 1798 im Senate ziemlich allgemein aussprach: „Es ist sehr unphilosophisch, von verschiedenen

Religionen zu reden, während es nur eine giebt, die Religion des Herzens, es giebt nur verschiedene Gottesverehrung“; bewies er zum Besten der katholischen Kirche vielfach einen regen Eifer. Er besprach sich zuerst im Juli 1799 mit dem Kanonikus Fontaine von Freiburg über Errichtung einer katholischen Pfarrei in Bern, reichte auf dessen Aufmunterung dem Bischofe einen Entwurf ein und gewann den würdigen P. Girard, der damals Archivist im Ministerium der Künste und Wissenschaften war, zum ersten provisorischen Pfarrer. Er sprach im Senate für das Recht des Klosters Wurmbsbach gegen die Raubgelüste der Stadt Rapperswil und ihres Vertheidigers, Senator Fuchs; an ihn wandten sich der katholische Pfarrer Heer wegen des Bürgereides, sein alter Lehrer Dekan Kiefer für das Kapitel Buchsgau, Abbe Schmid für Erhaltung der Franziskanerkirche und für die Exposituren von Maria Stein, Abt Hieronymus selbst (1803) für Wiederherstellung dieses Klosters, dessen Rathgeber und Patron Lütthy bis zum Lebensende blieb. Er selbst war während der Helvetik in lebhaftem Briefwechsel mit seinem alten Freunde Abbe Schmid; derselbe theilte ihm die Solothurner Neuigkeiten mit, besuchte ihn oft und sprach unverholen Lob oder Tadel über die Regierungsmaßregeln und Lütthy's politische Haltung aus. Dieser hörte gerne auf die Ansichten und Warnungen des einsichtsvollen Mannes und berieth auch noch andere geistliche Freunde, z. B. den Lehrer seiner Jugend, Prof. Bock, über einschlagende Artikel der Konstitution. Im Senate galt er immer mehr als Usterianer, trat mit seiner Partei sowohl den sich regenden Föderativgelüsten, als dem Treiben der Direktoren Och's und Laharpe gegenüber, nahm (7. Jan. 1800) thätigen Antheil am Sturze der Direktoren und eben so an der Regierungsänderung vom 7. August, wo er im Senate den Antrag zur Annahme des Direktorialvorschlages und somit zur Auflösung der beiden Räthe machte und, als die Mehrheit widerstrebte, mit 16 andern Senatoren die Entlassung nahm. Lütthy ward nun der erste Präsident des neuen gesetzgebenden Rathes und mühte sich, wie er am Verfassungsentwurf vom Februar 1800 gearbeitet, als Präsident einer Verfassungskom-

mission von 7 Mitgliedern, mit Gesetzesvorschlägen ab, die nie in's Leben eingeführt wurden. Doch die Tage seiner Wirksamkeit in den helvetischen Oberbehörden gingen zu Ende. Schon im Oktober 1800 hatte er seinen Mißmuth über das Parteigetriebe, seine schlechten Hoffnungen für die Zukunft gegen Freund Schmid ausgesprochen und durch ihn mit der Mutter Projekte für die künftige Existenz gemacht. Viel mag dazu beigetragen haben, daß er in seiner demokratischen Ueberzeugung mit dem gefügigen Dolder, der damals gar viel galt, nicht mehr recht harmonirte, dessen Pläne kannte und Manches vorherseh, was später wirklich erfolgte. Im September 1801 wohnte er noch der von der neuen Verfassung angeordneten allgemeinen Tagsatzung bei und wurde am 18. Oktober vom Vollziehungsrathe zum Regierungstatthalter des Kantons Solothurn ernannt. In Solothurn hatte sich Manches geändert. Seit Huber's terroristischem Auftreten hatten die Revolutionsmänner, hatte selbst die Regierung allen Kredit verloren. Der öffentliche Ankläger, der ehemalige Chorherr Schwaller, war dem allgemeinen Hasse gewichen und, nachdem er im August 1799 der helvetischen Staatsbibliothek ein zweideutiges Geschenk mit seiner verschuldeten Büchersammlung gemacht, als Hauptmann mit der französischen Armee abgezogen. Der Regierungstatthalter Zeltner, eifriger Anhänger der ersten Revolutionsideen, hatte im Februar 1800 dem föderalistisch gesinnten Altrathsherrn A. Gluk Platz machen müssen, und dieser war im Oktober 1801 vom Vollziehungsrathe abberufen worden, weil er sich gegen die allgemeine Tagsatzung erklärt hatte. Lütthy nahm erst auf Usteri's Zureden die Stelle bedingt an, behielt sie auch nach der Regierungsveränderung vom 28. Oktober, als durch den Gewaltstreich von Dolder und Savary die Tagsatzung aufgelöst wurde und die Föderalisten an's Ruder kamen, und erwarb sich in den drei Monaten seiner Verwaltung die volle Anerkennung der neuen Regierung. Dessen ungeachtet opferte ihn dieselbe, um dem frühern Regierungstatthalter Gluk für seine Entlassung vom 18. Oktober Genugthuung zu geben, und setzte diesen wieder ein. In dem Abberufungsschreiben (21. Dez.)

bezeugte die Regierung Lütth's Wirksamkeit alle Achtung und lud ihn ein, „selbst seine Wünsche über die Berrichtungen mitzutheilen, durch welche das Vaterland sich seiner vorzüglichen Talente wieder erfreuen könnte.“ Der Gekränkte ließ sich nicht näher darüber ein und fügte sich unter höflichen Ausdrücken. Gegen Dolder dagegen sprach er sich bitter über dieses Verfahren aus, das er als Absehung qualifizierte, und die kurze Antwort und kühle Versicherung des frühern Freundes: „daß ich Dich ohne Aufhören schätze und liebe“, und der Antrag, daß er sich zum Präsidenten des Kantonsgerichtes ernennen lasse, mag eben nicht sehr zu seiner Beruhigung beigetragen haben. Freundschaftlicher zeigte ihm Bay, dessen Hausgenosse Lütth in Bern gewesen, seine Theilnahme, lud ihn zu einem Besuche nach Bern ein und suchte mit seinen Kollegen Frisching, Gluz und Gruber, ihm eine ehrenvolle Stelle in Bern zu verschaffen. Es scheiterte, da die Majorität im Senate (auch Dolder?) nicht für Lütth war. Wenn auch dieser, nachdem er das Präsidium des Kantonsgerichtes abgelehnt, sich dem Dienste des Vaterlandes nicht ganz entziehen wollte und die bescheidene Stelle als Mitglied der Verwaltungskammer des Kantons Solothurn annahm; so blieb ihm doch ein bitteres Gefühl unverdienter Zurücksetzung, und wohl mag die lebensgefährliche Krankheit, die er im Sommer des Jahres 1802 überstand, damit in Verbindung gewesen sein. Nach der Genesung ließ ihm Dolder, wie zur Genugthuung, durch seinen Sekretär Schmiel die Regierungsstatthalterstelle im neuerrworbenen Frickthale antragen, das wahrscheinlich einen eigenen Kanton bilden werde; Lütth aber schlug dieselbe aus. Desto lieber ließ er sich im September 1802 zum Präsidenten des Erziehungsrathes seines Heimatkantons ernennen, welche Stelle er nun bis zum Tode, 35 Jahre lang, mit schönem Eifer und reichem Segen bekleidete. In dieser einfachen Stellung fand ihn das Ende der Revolutionszeit, die so glänzend für ihn angefangen hatte, sie fand ihn aber als bewährten Mann, der mit gereiften Grundsätzen, mit reinem Gewissen, mit der Achtung aller Bessergesinnten, vom Schauplatze zurücktreten konnte.

Wohl darf ihn Schuler, der ihn wenige Jahre nachher persönlich kennen und schätzen lernte, in seinen „Thaten und Sitten der Eidgenossen“ den Schutzengel seiner politischen Gegner, einen der edelsten Männer in der Revolutionsgeschichte der Schweiz nennen.

Literarisches hat Lütthy in dieser Periode wenig geleistet. Die Zeit war zu bewegt und nahm ihn für Politik und Gesetzgebung allzusehr in Anspruch. Der Dichter verstummte, obschon Leonh. Meister, der Lütthy in Aarau besuchte, dringend an Fortsetzung des Musenalmanachs mahnte, und nur der Redner und Publizist ließ sich hören. Daneben studierte er fleißig seinen Kant, lieferte dem verdienstvollen Stalder Beiträge zum Idiotikon, suchte durch Freund Fäsi in Verbindung mit Joh. von Müller zu kommen und war von der Poesie durch das Studium der urkundlichsten Menschenrechte auf dem Uebergang zum Studium der urkundlichen Geschichte. Selbst die Versammlungen der helvetischen Gesellschaft besuchte er nicht mehr; und sein Briefwechsel beschränkte sich, außer mit den alten Freunden Schmid, Fäsi, Wild, meistens auf politische und publizistische Verbindungen, unter denen besonders die mit Usteri und Höpfner hervorzuheben ist. Ueberhaupt waren damals, nach Schmid's Ausdruck, Solothurns „Musen etwas stumm, weil ihr größter Freund auf Solon's Pfaden wandelte.“ — Gassmann's Hudibras ging schon 1799 ein, und der mit Kränklichkeit und häuslichen Sorgen geplagte Herausgeber konnte sich, obschon nun jene erträumte goldene Zeit da war, nicht mehr erschwingen und starb 7. März 1802. Der freundliche Wochenblättler-Klubb war durch Tod, Politik und Entfernung zerrissen, und Abbe Schmid klagte und mahnte vergebens zur Wiederherstellung und Verbesserung der Schulen. Es mußte all dieses auf ein Wiederaufwecken in ruhigern Tagen warten.

Sie kamen 1803 mit der Mediationsverfassung Napoleons, der die Verhältnisse und Bedürfnisse der Schweiz besser kannte, als alle jene helvetischen Staats- und Scheidekünstler, die das Alte gut umzustürzen, aber nichts dafür aufzubauen verstanden,

die Jahre lang an neuen Verfassungen herumklaubten und keine recht einführen konnten. Und in diesen Tagen war Lütth für den Kanton Solothurn der vorzüglichste Wecker und Hauptträger des geistigen Lebens. Haben aber diese Blätter die Jugendgeschichte und helvetische Wirksamkeit des Mannes ziemlich ausführlich geschildert, so werden sie für die Folgezeit nur einen gedrängten Abriß seines Staatslebens geben und sich mehr auf Hervorhebung seiner Verdienste um die vaterländische Geschichte beschränken.

Während des Aufstandes gegen die helvetische Regierung und der darauf folgenden Interimszeit war Lütth ganz ruhig geblieben. Nach Heimkehr der Consulta von Paris wurde er in jene Kommission von sieben Männern gewählt, welche die Ueberreste der frühern Zeit zu begraben, die neue Verfassung einzuführen hatte. Als diese in Wirksamkeit trat, ward er Mitglied des Großen Rathes, des Kleinen Rathes und des Staatsrathes des Kantons, und Präsident des Erziehungsrathes, welche Stellen er bis zu seinem Tode ununterbrochen durch alle Verfassungs- und Regierungsveränderungen bekleidete. Lange Zeit war er auch Präsident des reformirten Schul- und Kirchenrathes. Lütth arbeitete in den ersten Jahren der Mediation sehr fleißig in der Kommission für Organisation der Gesetzgebung und hat in dieser Beziehung viel zur Gestaltung der Rechtsverhältnisse des Kantons beigetragen; selbst bis in die spätern Jahre sind wenige Gesetze gegeben worden, die nicht den Stempel seines Geistes an sich tragen. Eine literarische Leistung auf diesem Felde ist sein 1817 herausgegebenes „Solothurnerisches Stadtrecht“, zu dem ihm der edle Stadtvenner Joh. Jak. vom Staal († 1615) die Vorarbeiten geliefert, und seine später veröffentlichte „Gantordnung des Kantons Solothurn.“ Oft war er Ehrengesandter an der Tagsatzung, so 1810 in Bern, 1812 in Basel, und seine erprobte Thätigkeit und Klugheit wurde zu wichtigen Sendungen und Konferenzen für die Eidgenossenschaft und den Kanton in Anspruch genommen. Unter Anderm befand er sich im Herbst 1809 auf eidgenössischer Sendung im Kanton Appenzell, wobei ihn der nach-

malige Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft, Robert Gluk von Blozheim, als Sekretär begleitete. In den Parteikämpfen des Jahres 1814, die den Kanton Solothurn, wie keinen andern, ergriffen, nahm Lütthy keinen direkten Antheil und suchte eher zwischen den einander schroff gegenüberstehenden Anhängern des alten Regimentes vor der Revolution von 1798 und der gesetzlich bestehenden Mediationsregierung zu vermitteln. Es wurde in diesem Sinne von einer Kommission ein zweiter, freilich noch immer aristokratischer Verfassungsentwurf ausgearbeitet, den Lütthy im August 1814 den Gesandten von Rußland, Oesterreich, und England mittheilte und über den er mit ihnen in Zürich Konferenz hielt, und am 17. Aug. vom Gr. Rathe des Kantons angenommen. Auch während der Restaurationszeit wurde Lütthy, obschon er, wie ihm Bay schon früher vorwarf, seine launigen, satyrischen Seitenhiebe auf das Lächerliche der Ci-devants nicht lassen konnte und manchmal auch unbeliebige Wahrheiten derb und unverholen aussprach, vielfach zu Ehren gezogen, war öfters Gesandter auf Tagsatzungen und Abgeordneter zu Konferenzen, namentlich wo es nicht galt zu glänzen, sondern wo ein scharfsinniger Kopf, ein gewandter Geschäftsmann Noth that. Oft in den langwierigen Verhandlungen über die Neugestaltung des Bisthums Basel mußte er es wieder gut machen, wenn bei dem unwürdigen Diplomaten, wodurch die verschiedenen Kantone sich gegenseitig oder dem heiligen Stuhle Vortheile abzugewinnen suchten, andere Abgeordnete sich hatten in eine Falle locken lassen. Seine Tüchtigkeit und juristische Bildung gewann ihm selbst unter der mehr stereotypen Majorität seiner Kollegen im Großen und Kleinen Rathe Achtung und Einfluß, und vor seiner scharfen Lauge, mit der er oft die Berathung übergoss, hatte Mancher eine gewisse Furcht; die vorwärtstrebende Minderheit dagegen, deren Haupt der Staatsrath Ludwig von Roll war, betrachtete ihn als väterlichen Berather. Vor Vielen bezeugte ihm der biedere Schultheiß Urregger Achtung und Vertrauen.

Das Feld, auf welchem Lütthy in dieser ganzen Zeit vorzüglich seine Thätigkeit entwickelte, war das Erziehungswesen.

Schon die Verordnungen des Jahres 1804, die die Volksschule zu heben und besser zu ordnen suchten, hatten ihn zum Urheber und was von da an Gutes für dieselbe geschah, ging von ihm aus oder hatte ihn zum eifrigen Beförderer. Freilich geschah es nicht im Sturmschritt, dem Lütth von Herzen gram war, und in den letzten Jahren der Restaurationsepoche mochte das nahende Alter sich auch an ihm fühlbar machen, beschäftigte ihn auch das Forschen in der Urkundenwelt in gar hohem Grade; aber eine spätere Zeit wird — im Gegensatz zu Ehemals und Jetzt — sein Wirken noch besser zu würdigen wissen. Durch gemeinsames Streben auf diesem Felde war Lütth mit Pestalozzi, mit Fellenberg und P. Girard, sowie mit Pestalozzi's Lobredner Sullien, mit Präfekt Brandenburg in Zug und Prof. Schultheß von Zürich in freundschaftliche Verbindung und Briefwechsel gekommen. Durch den Letztern eingeladen, nahm er im Sommer 1808 an jener Versammlung schweizerischer Schulfreunde Theil, welche zu Lenzburg gehalten wurde, um die vereinzelt, auseinander gehenden Bestrebungen im schweizerischen Erziehungswesen zu sammeln und eine durchgreifende Verbesserung vorzubereiten. Mit Pestalozzi, Fellenberg, seinem Freunde Müller in Luzern und Dekan Hünerwadel wurde er in den Ausschuss gewählt, der die Gesellschaft consolidiren und die Geschäfte besorgen sollte. Sie hatte manchen guten Erfolg, wenn auch die Resultate, wie zu erwarten war, weit hinter den Hoffnungen zurückblieben. — In einem freundlichen Verhältnisse stand Lütth zu dem Professorenconvicte der höhern Lehranstalt von Solothurn. Hatte er in der Jugend, wie später Robert Gluz, an demselben gerüttelt und an gänzliche Umgestaltung der Anstalt gedacht, so suchte er später denselben mit einiger Verbesserungen in den Schulfächern beizubehalten, vertheidigte ihn mit allem Ernste, als 1805 und wieder 1815 die Frage einer Berufung der Jesuiten auftauchte, und blieb in innigen Verbindung sowohl mit einzelnen Professoren, als auch mit dem gesammten Convicte, an dessen Festlichkeiten er, wenn es ihm immer möglich war, gerne Theil nahm.

Sonst suchte er gewöhnlich nicht größere Gesellschaft und

verschmähte es, obschon ihm durch seine amtliche Stellung Anlaß geboten worden wäre, in die abgeschlossene höhere Region des Patriziates hinaufzudringen. Er wollte einfach bürgerlich sein und bleiben, wie er denn auch nicht zu bewegen war, das alte feuchte Bäckerhaus in der Goldgasse, in welchem seine Mutter für ihre Kinder gearbeitet, und er so manche Freude und so manches Leid erlebt, gegen eine schönere, gesündere Wohnung umzutauschen. Ein Ausflug und kurzer Aufenthalt im nahen Altisholzbad, ein Abend in dem Kränzchen beim alten Hauptmann Weltner, wo sich einige Freunde fast alltäglich versammelten, waren seine liebste Erholung von den anstrengenden geistigen Arbeiten. Oft besuchte ihn von Lenzburg und Aarau aus Freund Pfeiffer, der alle andern Glieder des alten Wochenblättler-Klubbes überlebte; fast alljährlich kam sein Sailer zu ihm nach Solothurn und erneuerte mit aller Innigkeit den alten Herzensbund; auch Müller, Wild, Usteri erfreuten ihn mit Briefen und Besuchen, während die innige Verbindung mit Abbe Schmid später etwas gestört war. Von Dolder liegt, kurz vor dessen Tode, ein Schmerzensbrief da, in welchem er Lütth wieder seinen Einzigen nennt und ihm den schweren Verlust seiner Gattin klagt. Manchen Genuß hatte Lütth in der 1807 von Rob. Gluk unter seiner Mitwirkung gestifteten literarischen Gesellschaft, die noch jetzt fortlebt; die schönsten Freuden aber genoß er in seinen Forschungen für vaterländische Geschichte und den ihm dadurch vermittelten Verbindungen.

Wie Lütth zum Geschichtsforscher wurde, erzählt er selbst am schönsten. „Meine Studienjahre, schreibt er, fielen gerade in die Zeit, in welcher Franz Jakob Hermann die Jahrbücher des Kantons Solothurn in dem Heiligthum unsers Kalenders niederlegte. Unvergesslich bleibt mir der Eindruck, den dieses Werk auf meine jugendliche Seele machte. Es wurde mein süßester Jugendtraum, mein innigster Seelenrausch, dermal einst meines Vaterlandes Geschichte schreiben zu können. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen: — Mein Jünglingsalter traf in die Zeiten der französischen Staatsumwälzung. Furcht und Zittern vor den Dingen, die da kommen könnten, gebot

die Archive aller Behörden in Zwingler zu verwandeln; man entging kümmerlich nur der Verdächtigung, wenn man Lust bezeugte, dem Thun und Lassen der Väter in den Tagen der Vorzeit nachzuspüren. Da schlug die verhängnißvolle Stunde, welche die bisherigen Regimentsformen der Schweiz vernichtete. Da wurden freilich die Archive gesprengt, so gut als die Zuchthäuser; aber wer hätte Lust bekommen können darin zu weilen in den Tagen, als es der urkundlichen Menschheit galt? Waren doch die Dokumente selbst wie sybillinische Blätter durch und auseinander gestürzt worden! — Die Vermittlungsurkunde gab freilich im Jahre 1803 wieder eine Bundesverfassung; aber darum war er noch nicht besiegt jener Ungott, der Siegel und Briefe zu Boden tretend, nach sechstausend Jahren, so mir nichts dir nichts, den Gang der Menschheit von vorne anfangen wollte. Beruf und Amt machten mir's eine Zeit lang zur Pflicht, diesen Dämon zu beschwören. In der Urkundenwelt allein war die rechte Zauberformel zu finden. So riß mich die eiserne Noth in die Gefilde meiner Jugendträume zurück, — zu spät! Der beinahe blind gewordene Mann durfte nicht des Staates Ruder verlassen und zu Elia's Füßen weilen. Der Blüthen und Blumen habe ich indessen zu den Füßen der Göttin doch manche gesammelt. Das Wochenblatt wurde mein Herbarium.“ Wahrlich uns wurde ein reiches, merkwürdiges Herbarium in unscheinbarem Kleide, und, wie es so oft geschieht, früher wenig geschätzt und beisammengehalten, daß kaum einige öffentliche Bibliotheken und wenige Privaten vollständige Exemplare seiner 25 Jahrgänge von 1810 bis 1834 aufweisen können. — Nach Gassmann's Tod war das „Solothurnische Wochenblatt“ 1804 wieder in's Leben gerufen worden. Wer es redigirte, weiß ich nicht. Abbe Schmid hatte schon 1801, als ihm die beschwerliche Schulmeisterei abgenommen und die sehr bescheidene St. Katharina Kaplanei zu Theil wurde, Lust dafür gezeigt. Er that es nicht, und das Wochenblatt blieb nicht viel mehr als ein Avisblatt. Später nahmen sich einige junge Männer desselben an, es entstand zwischen dem obrigkeitlichen Buchdrucker Vogelsang und dem frühern Verleger, Hauptmann

Meyer, der eine Leihbibliothek hielt, eine Art Nebenbuhlerei, und Solothurn hatte nun gar neben dem Wochenblatt eine Wochenschrift. Diese führte im ersten Jahrgange (1811) den Titel: „Vernunft und Narrheit“, hatte zum Zwecke, Gasmann's Wochenblatt ähnlich, mit Scherz und Laune, in Reime und Prosa, die außerpolitischen Tagesneuigkeiten dem Publikum vorzuführen und humoristisch zu unterhalten, und wurde von Stadtschreiber Heinr. Voitel und Apotheker Xaver Fiala, Lütth's nachmaligem Schwager, redigirt. Sie ging schon mit dem zweiten Jahrgange ein, den bei Voitels bald erfolgtem Tode Fiala allein herausgab. Zur Herausgabe des „Solothurnischen Wochenblattes“, herausgegeben von Freunden der vaterländischen Geschichte“, dagegen bildete sich im Jahre 1809 unter Lütth's Anregung eine kleine Gesellschaft von Geschichts- und Literaturfreunden, und Robert Gluk, damals Stadtbibliothekar, übernahm die Redaktion für 1810, legte sie aber schon mit Nr. 30 wegen Aengstlichkeiten der Censur nieder. Der Kleine Rath hatte nämlich in der Sitzung vom 13. Juni 1810 den Beschluß gefaßt: „Da im letzten Wochenblatt ein sehr triviales Lied, als von einem ehemaligen Standeshaupt herrührend, unterzeichnet eingerückt worden ist, welches gleichsam etwas Lächerliches auf denselben wirft; wird der Staatsrath untersuchen, auf was Weise (sic) in Zukunft den anstößigen Ausdrücken im hiesigen Wochenblatt vorgebogen (sic) werden könne, und ob der letzte Fall eine Abndung verdient habe.“ O Regentenweisheit, würdig des Lütth'schen Prozeßes von 1786! War doch das fragliche triviale Lied das seither viel gepriesene Gedicht „Schultheiß Wengi“ in Solothurner Mundart, ein poetischer Versuch des längst verstorbenen Schultheißens Stephan Gluk! Wenn auch im Staatsrath Lütth die Abndung verhindern konnte, so war doch jener Beschluß für den ohnedieß mißstimmten, hiesigen jungen Redaktor genug, augenblicklich zurückzutreten. Lütth übernahm nun die Hauptforge für das verwaiste Blatt und blieb Redaktor desselben bis 1834; nur den Jahrgang 1813 hatte sich Gluk wieder aufbürden lassen, war aber nach den Ereignissen des 8. Januar 1814 zurückgetreten. Schon in diesen

ersten Jahrgängen ist es Lütth's alleiniges Verdienst, Urkunden in extenso aufgenommen zu haben; später bot er denselben einen immer weitem Raum und erhob das Wochenblatt zu einem „Herbarium“ von gegen 4000 meistens noch ungedruckten Urkunden vom 10 bis 16 Jahrhundert. Wenn Lütth für diesen seinen Hauptzweck in 12 Jahrgängen allein da stand, und, wie er klagt, der auf dem Titelblatt paradirende Verein von Freunden der vaterländischen Geschichte in seiner alleinigen Wenigkeit bestand; so errang er für 1823 unsern Doktor Urkundio zum Mitarbeiter, „einen herzguten Mann, der nicht nur alle mir unzugänglichen Urkunden wittert, sondern sie noch besser als ich abzuschreiben weiß.“ Nun kam Hilfe von mehreren Seiten. In Bern war Schultheiß Nikl. Friedr. von Mülinen der vorzüglichste Gönner des Wochenblattes, und ihm und seinem Sohne Gottfried, später Oberamtmann zu Nidau, verdankt dasselbe manchen werthvollen Beitrag. Neben ihnen öffnete K. Zeerleder, Oberamtmann zu Narwangen, seine gesammelten urkundlichen Schätze und halfen der eidgenössische Archivar K. E. Wild und Karl Glutz von Solothurn, der viele Jahre als Privatmann in Bern lebte und 1837 starb, Lütth's alte Freunde, und Fürsprech B. L. Mefmer beim Durchforschen der Archive. Dann reiste Dr. Urkundio fast alljährlich selbst in diese Stadt und mußte selbst den katholischen Vikaren das Abschreiben seiner Urkunden aufzubürden. In Basel theilte Antistes Hieron. Falk-eisen eine ganze Reihe wichtiger Schönthaler- und Froburger-Aktenstücke mit und war Deputat Laroche für das Wochenblatt thätig. Pfarrer Luz von Läuelfingen, Pfarrer Appenzeller von Biel, und die Archivare Daguet von Freiburg und P. Plazidus Tanner von Engelberg machten Mittheilungen, die Archive von St. Urban und Maria Stein, das Stiftsarchiv von Schönenwerth und endlich auch das von Solothurn standen offen, und Doktor Urkundio drang selbst in die Urkundenverließe von Städtchen, Dörfern und Privaten ein. An interessantem Stoff war kein Mangel, und die hinterlassenen Schriften Lütth's und noch mehr des Doktors enthalten jetzt noch manches wichtige Aktenstück. Leider sind sie, wie die im Wochenblatt, nicht

diplomatisch genau abgeschrieben und ohne Angabe des Fundortes. — Die Art und Weise, wie Lütth seine Urfundensätze mittheilte, ist verschieden. In den frühern Jahrgängen, welche fast ausschließlich die Geschichte des Kantons Solothurn behandeln, sind die Urfunden in historischen Aufsätzen verwoben; sie enthalten überhaupt viele geschichtliche Miszellen; in den spätern Jahrgängen sind sie, oft ohne alle Einleitung und Bemerkungen, in Sammlungen mit zuweilen humoristischen Titeln chronologisch an einander gereiht. Lütth's Styl hat überhaupt etwas Humoristisches und Unterhaltendes, auch selbst in den trockensten Genealogien; er wird aber in der Kritik und Polemik scharf und schlagend und weiß Ironie und Satyre schneidend anzuwenden. Eine scharfe Kritik goß er namentlich über die Buchsgauger Geschichte des sonst verdienstvollen Jld. von Urz aus, ja er schonte selbst Joh. von Müller wenig und wies ihm manche Unrichtigkeit nach. — Seit 1812 war Lütth auch, durch Luz empfohlen, Mitglied der schweizerisch-geschichtsforschenden Gesellschaft. Eine vorzügliche Freude gewährte ihm 1818 die Jubelfeier der Menschlichkeit, wie er die fünfhundertjährige Erinnerung an die Belagerung von Solothurn (1318) und an die dabei bewiesene Großmuth der Belagerten nannte. Er widmete diesem Gegenstande eine längere historische Abhandlung im Wochenblatte, und ruhte nicht und ließ sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken, bis er auf den 25. Oktober ein eigenes Fest zu Stande gebracht. Es wurde ein von Karl Gluz gedichtetes Festspiel im Theater aufgeführt, und wenn auch seine beabsichtigte Sammlung von Festgedichten, wofür er sich an die alten Freunde Wild, Müller, M. Usteri, und an die jüngern Dichter Wyß, Hottinger u. A. wendete, nicht zu Stande kam, so nahm er doch ihre Gedichte im Wochenblatte auf. Ueberhaupt enthielten die Jahrgänge desselben manches Gedicht, manche Anekdote und Volkserzählung, manchen statistischen oder sonst belehrenden Aufsatz von Lütth's Hand, und im Laufe der Zeit, wie er selbst angibt, von mehr als dreißig verschiedenen Mitarbeitern Gedichte und Aufsätze. Durch das Wochenblatt kam er in nähere Berührung mit dem geistreichen Professor Wyß in Bern, dem er Gedichte in die

Alpenrosen, und der ihm für das Wochenblatt und den von Lütth herausgegebenen St. Ursenkalender, — Wñß nannte ihn den besten schweizerischen Volkskalender — Beiträge überschickte. Eben so stand er auch im Briefwechsel mit dem noch lebenden Professor Hottinger in Zürich, der ihm schon zur helvetischen Zeit von Ehorherr Bremi empfohlen war, und den er sehr achtete und liebte. Hottinger's Vorgänger als Fortsetzer von Müllers Schweizergeschichte dagegen, Robert Gluk, stand in noch innigerem Verhältniß zu Lütth, erkannte es stets an, wie viel er ihm für die historischen Studien verdanke, und gab ihm aus der Entfernung Rechenschaft von seinem geistigen Leben. Wie sehr Lütth ihn liebte, und schöne Hoffnungen von ihm hegte, zeigt der Nachruf, den er ihm im Wochenblatte 1818 widmete. Wie dem früh verbliebenen jungen Freunde, bewies Lütth jedem aufkeimenden Talente, besonders aus der Vaterstadt, deren Ehre und Wohl ihm so sehr am Herzen lag, eine besondere, freundliche Zuneigung, und alles rege, geistige Streben, jeder ehrenhafte literarische Versuch in derselben erfüllte ihn noch im Alter mit inniger Freude. Der Stadtbibliothek hatte er schon viele Jahre vor seinem Tode einen großen Theil seiner Büchersammlung (400 Bände) geschenkt. Diese war besonders reich an historischen Quellenwerken und an guten Ausgaben alter Klassiker, die er schon in der Jugend, wie er oft erzählte, mit besonderer Vorliebe sammelte, und enthielt neben den Portraits die besten Originalausgaben der vorzüglichsten deutschen Dichter. Noch als Greis suchte er sie zu vermehren, las die bedeutendsten neuern Erscheinungen in Geschichte und Poesie, und als er in den zwei letzten Jahren seines Lebens seiner durch die vielen Arbeiten bis zur völligen Blindheit geschwächten Augen wegen nicht mehr selbst lesen konnte, ließ er sich vorlesen. Der Verfasser dieser Lebensskizze war oft der Vorleser des guten Onkels, dem er über das Grab hinaus Liebe und Dankbarkeit schuldet, und erinnert sich noch, wie besonders lebhaft er u. A. von den kühnen Resultaten von Kopp's urkundlichen Forschungen in der Schweizergeschichte ergriffen war, und wie eifrig er

zu fleißiger, kritischer Forschung mahnte, die noch Manches in ganz anderm Lichte erscheinen lassen werde.

Lüthy war durch geistige Anstrengung und anhaltende sitzende Arbeit vor der Zeit alt geworden. Als daher die Verfassungs- und Regierungsänderung von 1830 kam und er von der dankbaren Bürgerschaft der Stadt — der erste auf der konservativen und liberalen Wahlliste — auch wirklich der erste in den Großen Rath und von diesem in den neuen Regierungsrath gewählt wurde, erkannte er die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger mit rührender Freude an, und begrüßte mit der nämlichen Freude die neue Zeit, die er schon längst herankommen sah. Wohl ging er noch alltäglich, aber immer mühsamer, in die Sitzungen des Regierungsraths, wohl sprach er noch hier und da ein kräftiges, kurzes Wort im Großen Rathe und suchte sich in die neue Gestaltung einzuleben; aber wenn die Macht der Zeit ihn zu manchem Votum fortriß, so warnte er in Anderem vergeblich, und die Stimme des vielerfahrenen, bedächtigen Greisen konnte nicht immer zurückhalten. Sein Auge ward trüb, sein Haupt kahl, sein Gang schwerfällig und unsicher. Ein alter Freund nach dem andern starb; als 1833 auch Doktor Urfundio, der sein Leibarzt war, der ihn kannte und zu behandeln wußte, ihm im Tode voranging, zog er sich ganz in sein Haus zurück, und man konnte ihn kaum mehr zum kleinsten Spaziergange bewegen. Seine alternde Gattin pflegte ihn mit treuer Liebe, seine jüngern Freunde verließen ihn nicht und erheiterten ihn mit ihren Besuchen. Doch er ward schwächer und schwächer, und nach einem heftigen Krankheitsanfall von kaum einem Tage entschlief er in der Nacht des 13. Januar 1837. Bei seiner Beerdigung zeigte sich große Theilnahme von jedem Stande, von jeder politischen Farbe. Man fühlte es allgemein, was ein poetischer Nachruf aus einer Klosterkapelle ihm nachsang:

Ach! es fiel des Landes Zier, der herrliche Delbaum!
Unter der Jahre Last sank er zu früh noch in's Grab.
